40
10564

40
10564

<36622046660012 S

<36622046660012

Bayer. Staatsbibliothek

# Auserlesene Gespräche

des

# Botens aus Thüringen

40
10564

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius.
1791.

309 B
Div. 3198

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorrede.

Da ich von verschiedenen Orten her, wo die ersten Jahrgänge meines Botens aus Thüringen nicht bekannt geworden waren, bin ersucht worden, die Gespräche desselben besonders drucken zu lassen: so habe ich gegenwärtige Sammlung veranstaltet, und darin nur diejenigen Unterredungen aufgenommen, von welchen ich selbst Verfasser bin. Da in denselben lauter solche Materien abgehandelt werden, die für das tägliche Leben sehr wichtig sind: so zweifle ich nicht, daß die Verbreitung derselben, unter den niedern Ständen, Nutzen stiften werde. Uebrigens werde ich die Wochenschrift, aus welcher diese Gespräche genommen sind, die den Titel führt, der Bote aus Thüringen auch künftig fortsetzen. Die Absicht derselben ist, durch Erzählungen und Gespräche, in die niedern Stände so viel Licht zu bringen, als für sie Bedürfniß ist, vorzüglich sie zu belehren, wie sie sich eine dauerhafte Gesundheit verschaffen, ihre ökonomischen Umstände verbessern, die Thiere und Pflanzen, die um sie sind, besser benutzen, ihre Kinder gut erziehen, eine vergnügte Ehe führen, und sich bey den Widerwärtigkeiten dieses Lebens beruhigen können. Materien, über die sich nur der aufgeklärtere Theil der Nation

be-

besprechen darf, vermeide ich entweder ganz oder behandle sie mit möglichster Delikatesse.

Ich ersuche daher alle Herrschaften, Amtleute, Superintendenten, Prediger und Schullehrer, die das Gute lieben, und sich von der Güte meiner Absicht überzeugen können, zur Verbreitung dieses Blats beförderlich zu seyn. Auf der Zeitungsexpedition in Gotha kostet der Jahrgang 18 gute Groschen, auf der Post, nach dem Verhältnisse der Entfernung, etwas mehr. Auch kann man es von der Crusiusischen Buchhandlung in Leipzig, von der Herrmannischen zu Frankfurt am Mayn, und von der Felseckerischen in Nürnberg erhalten. Wer in entferntern Gegenden, in welche die Gothaischen Zeitungsboten nicht kommen, auf 12 oder mehrere Exemplare Bestellungen machen will, kann sich deswegen unmittelbar an mich wenden, und die billigsten Bedingungen erwarten. Gewöhnlich wird wöchentlich 1 Bogen ausgegeben, wovon die eine Hälfte politische Nachrichten enthält. Man kann es aber auch ohne Zeitungsnachrichten, von den Posten für 12 gute Groschen, erhalten.

Schnepfenthal, den 4. May, 1791.

C. G. Salzmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Erstes Gespräch.

## Ueber das Wünschen.

Bote. Wirth.

Wirth. Ich wünsche ihm ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit und alles Wohlergehen, und alles, was er sich selber wünschen mag.

Bote. Da würde ich herzlich wenig bekommen!

W. Und warum denn das?

B. Weil ich mir nichts wünsche.

W. Nichts wünsche? Ha! ha! ha! Ich glaube er will mich zum Besten haben.

B. Ich kann ihn versichern, ich wünsche mir gar nichts.

W. Geh er mir doch mit seinen Späschen! der Mensch wünscht ja des Morgens und des Abends! wenns neue Jahr kommt und wenns zu Ende geht. Unser Leben geht ja unter lauter Wünschen hin.

B. Das ist eben nicht gut. Sonst wünschte ich mir auch immer, seit einigen Jahren habe ich es mir aber abgewöhnt.

W. Das ist ja curios. Wie ist er denn auf den närrischen Einfall gekommen?

 B. Ich

[library stamp]

B. Ich wills ihm sagen. Sonst, wenn ich aus meinem Hause gieng, wünschte ich, wenn du doch nur erst auf das nächste Dorf wärest! Kam ich da an, so wünschte ich: wenn du doch wieder das nächste Dorf erreicht hättest! So reiste ich unter lauter Wünschen. Vor ein Paar Jahren fügte es sich aber, daß ich einen Brief von Gotha nach Erfurt zu tragen hatte. Gleich hinter Siebeleben begegnete mir ein Schneidersbursch aus Cassel, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Unter der Zeit, daß wir so allerley mit einander sprachen, sagte ich, nach meiner gewöhnlichen Mode, wenn wir nur erst Tietleben erreicht hätten!

Mein Reisekammerad lachte, und setzte seinen Discours fort. Da wir in Tietleben angekommen waren, sagte der Vogel, nun da wären wir halt in Tietleben! da wäre also sein Wunsch erfüllt!

Ja, sagte ich, das ist wohl ganz gut, aber ich habe noch gar einen starken Marsch vor mir. Wenn ich nur erst in Gamstedt wäre!

Mein Reisekammerad lächelte, und sagte, dahin werden wir ja mit Gottes Hülfe auch kommen.

In Gamstedt wünschte ich mich nach Schmira, und in Schmira nach Erfurt.

In Erfurt giengen wir ins weiße Roß und ließen uns da ein Stück Schinken und einen Krug Bier geben.

Nu sagte der Schneider, nun hat er ja alles, was er sich wünschte. Er ist in Tietleben, Gamstedt

und Schmira gewesen, ist nun in Erfurt; hat einen guten Gasthof, gut Essen, gut Bier. Nun wird er doch wohl vergnügt seyn?

Alle gut, war meine Antwort, wer nur wieder nach Hause wäre!

Da lachte der Schelm, daß ihm der Bauch schütterte und sagte, auf die Art wird er ja in seinem Leben nicht froh. Wenn er in Tietleben ist, will er in Gamstedt seyn, von Gamstedt wünscht er sich nach Schmira, von Schmira nach Erfurt, und von Erfurt wieder nach Gotha.

Das ist ja ein immer und ewiges Wünschen, und an nichts hat er seine Freude! Weiß er was, ich will ihm einen guten Rath geben. Wenn will er zurück nach Gotha?

Sobald ich abgefertigt bin. Ich muß erst den Brief an einen Herrn Regierungsrath abgeben.

Gut! so geh er gleich, hernach wollen wir weiter von der Sache sprechen.

Ich gieng fort, und kam nach einer Stunde zurück.

Ist alles expedirt? fragte mich der drolligte Mensch, da ich in die Stube trat.

Alles expedirt! sagte ich, nun habe ich, höchstens noch eine Stunde Zeit, hernach muß ich mich wieder auf die Socken machen *).

Brav! sagte der Schneider, itzo lasse er Gotha Gotha seyn, stopfe sich eine Pfeife mit mir, und lasse



*) Abreisen.

sich noch einen Krug Bier geben! Wie schmeckt ihm das Bier?

Das Bier ist gut, sagte ich.

Gut! fuhr er fort, er ist also in einem guten Quartiere, hat einen freundlichen Wirth, einen lustigen Reisekammeraden, das Bier schmeckt ihm — was will er denn mehr? genieße er doch die gegenwärtige Stunde, und lasse alle Wünsche aus dem Gedanken! Sobald er nach Gotha denkt, hat er an nichts mehr seine Freude. Er hört mir nicht mehr zu, und freut sich nicht über die gute Bewirthung, die er hier genießt.

So verplauderten wir die Stunde, und ich kann ihn versichern, daß ich sonst lange nicht so vergnügt gewesen bin, als damals.

Nun schlug es zwey, und ich mußte fort.

Da ich es dem Schneidersburschen sagte, so nöthigte er mich nicht länger, sondern gab mir die Hand und sprach: glückliche Reise!

Wenn er nun aber vor das Brühlerthor kommt, was wird er wünschen?

Daß ich in Schmira wäre! antwortete ich.

Nu da ist er wieder so weit, als er zuvor war, sagte er, wünsche er doch nicht mehr! gehe er doch seinen Gang fort, thue die Augen auf, und betrachte die Cyriaksburg, die vielen Specereyen, die die Erfurter bauen, höre auf die Lerchen und das Zwitschern der Heuschrecken, breche sich da und dort ein Blümchen

chen ab, beschaue und berieche er es! dann wird ihm das Wünschen wohl vergehen.

Ich that es, hatte eine sehr vergnügte Reise, und kam, ohne zu wünschen, von einem Dorfe zum andern, bis in mein Haus.

Seit der Zeit bin ich immer so gereiset. Ich habe die Gedanken nicht mehr im nächsten Gasthofe gehabt, sondern habe mich immer über die Sachen gefreuet, die um mich herum waren.

Nach der Zeit ist es mir vorgekommen, als wenn es mit unserm ganzen Leben, wie mit meiner Reise von Gotha nach Erfurt wäre. Wenn es Montag ist, so wünschen wir den Sonntag, und wenn der Sonntag da ist, so wünschen wir den Sonnabend bey. Wenn es Winter ist, so wünschen wir den Frühling, und wenn der da ist, so sehnen wir uns wieder nach dem Sommer.

Wenn wir junge Bursche sind, da hoffen wir auf eine junge Frau, haben wir diese, so wünschen wir Kinder, sind diese da, so möchten wir sie gern groß gezogen sehen, sind sie groß, so will man sie verheyrathet haben. Das geht ewig so fort. Man wünscht immer, und wird auf diese Art seines Lebens nicht froh. Itzo genieße ich alles Gute, was mir der liebe Gott in jeder Stunde bescheert, wünsche mir nichts mehr, lasse den lieben Gott für die Zukunft sorgen, und befinde mich recht wohl dabey.

W. Das ist wohl alles gut, aber ohne Wünschen kann doch der Mensch nicht leben.

B. Warum nicht? Er sieht ja, daß ich lebe, ohne daß ich mir etwas wünsche.

W. Gut. Itzo esse er, und lasse es sich gut schmecken, und wünsche weiter nichts. Ich denke aber doch, wenn er hinaus kommt, und der Wind geht ihm brav unter die Nase, und er muß bis an die Kniee im Schnee waden, daß er sich mannichmal hinter den warmen Ofen wünschen wird!

B. Da hats gute Wege. Wenn mir der Wind um die Ohren pfeift, da freue ich mich über die Stärkung, die er mir giebt, und bey dem Schnee habe ich meine Gedanken drüber, wie es so artig mit seinem Entstehen ist.

Wie stehts denn aber sonst, Herr Gevatter? Hat er noch keine Braut auf dem Korne?

W. Ich weiß von nichts. Verdenken kann er es mir doch aber nicht, wenn ich mir eine gute Haushälterin wünsche. Mein Haushalt geht ja sonst zu Grunde. Die Küche will besorgt, das Vieh beschickt, die Wäsche ausgebessert seyn. So lange ich noch die Tochter bey mir habe, geht es noch immer so la la. Freylich ists ein leichtfertiges Mädchen, wie halt die Mädchen alle in der Jugend sind. Was aber wahr ist, das ist wahr, sie schämt sich keiner Arbeit, und nimmt ihre Sachen in Acht. Denn ersten Osterfeyertag wird sie aber das erstemal aufgeboten! Wo nun

Hülfe

Hülfe und Rath her? Bin ich nicht ein geschlagener Mann, wenn ich keine Frau habe?

B. Freylich ist er ein geschlagener Mann, wenn er sich eine Frau wünscht.

W. Er ist nicht gescheut. Ich glaube, er hat heute zu tief ins Brandteweinsglas geguckt.

B. Ein hübsch Compliment! hat er wohl je gesehen, daß ich bey ihm mehr als ein Gläschen getrunken habe?

W. Das wohl nicht. Aber er schwazt doch wirklich in den Tag hinein, wie wenn er hinter dem Branteweinsglaße säße. Wenn ich mir eine Frau wünsche, so soll ich ein geschlagener Mann seyn!

B. Ich wills ihm erklären. Ists nicht wahr, so lange er eine Frau wünscht, glaubt er, er könne ohne Frau nicht leben?

W. Das wollte ich meynen. Ich sags ihm gerade heraus, und nehme kein Blat vors Maul, ich kann schlechterdings ohne Frau nicht leben.

B. Da haben wir es! Es können eins, zwey, wohl drey Jahre hingehen, ehe er eine Frau bekömmt. In der Zeit wird er also nicht froh, hat keine Freude darüber, daß seine Tochter einen so braven Mann kriegt, daß sein Sohn so hübsch das Clavier lernt, freut sich nicht wenn die Kühe kalben, die Schafe lammen, die Bienen schwärmen, das Getraide, das Obst geräth, wenn die Sonne aufgeht, die Wiesen grün werden, und alle Vögel sich freuen. Freylich ist das ein

ein geschlagener Mann, der über alles das sich nicht freuen kann, immer den Kopf in die Hand legt, und wenn alles um ihn herum froh ist, seufzt — wenn ich doch nur eine Frau hätte!

W. Was hilft denn nun aber das alles? wenn ich keine Frau habe, so geht ja in meiner Haushaltung alles zu Grunde und zu Boden.

B. Das ist nicht wahr. Thue er nur, als wenn er in seinem Leben keine Frau wieder bekäme!

W. Das geht nicht!

B. Aber man weiß nicht, wie die Fälle kommen. Gesetzt er bekäme nun keine Frau, es ist doch ein möglicher Fall, was wollte er da thun?

W. Da müßte ich mich selbst um die Haushaltung bekümmern.

B. Ganz recht. Warum thut er denn das aber heute nicht?

W. Ich denke noch immer, ich will einmal eine wegfischen.

B. Ja, lieber Gevatter, ehe aber die Zeit kommt, daß er sie wegfischt, kann ja sein ganzer Haushalt in Unordnung seyn, er kann ein ganz armer Mann werden. Und wenn erst der Haushalt ruinirt ist, wenns so bald zum Concurse kommen will, dann ists böse, Weiber zu fischen.

W. Das Ding läßt sich hören. Ich will wirklich heute anfangen, mich mehr der Haushaltung an=

zu=

zunehmen. Mit der Manier bekomme ich aber doch immer keine Frau.

B. Je nu, da wünsche er sich eine!

W. Wenn Wünschen etwas hülfe, Herr Gevatter! vor einem Jahre hätte ich die beste Frau gehabt!

B. Ah! da habe ich einmal einen alten Sperling gefangen! da giebt er mir doch selber zu, daß man durch Wünschen nichts erhält. Es kommt mir vor, als wenn ich bey Siebeleben hintreten, und wünschen wollte, wenn ich nur in Tietleben wäre! Mit allen Wünschen würde ich keinen Schritt weiter kommen. Was thue ich wohl, um von Siebeleben nach Tietleben zu kommen?

W. Das versteht sich von selbst, er muß drauf los marschiren.

B. Das thue ich auch, mache er es eben so!

W. Da marschire sich der Mensch müde! Durch Marschiren bekomme ich in meinem Leben keine Frau.

B. Ja lieber Herr Gevatter, es giebt in der Welt gar vielerley Marschiren. Marschiren heist vorwärts rücken. Wer mit den Beinen marschirt, kömmt vorwärts, wer aber die Hände braucht, und fleißig arbeitet, kommt auch vorwärts, Haus, Garten, Aekker, Vieh, alles wird besser. Und wer vollends das Köpfchen braucht, der marschirt recht vorwärts.

W. Ich versteh kein Wort.

B. Im Köpfchen steckt Nachdenken. Wenn man etwas gern haben will, so muß man das Köpf-

chen anstrengen und nachdenken — tausend wie weit rückt man dann vorwärts. Sonst hatte ich Rauch in meinem Hause, und ärgerte mich darüber, und der Rauch wich immer nicht. Nach der Zeit strengte ich das Köpfchen an, ärgerte mich nicht mehr darüber, dachte lieber nach, wie der Rauch wegzubringen sey — eh ich mich versah, erfand ich ein Kunststückchen — weg war der Rauch!

W. Das Ding läßt sich hören. Wenn ich nun Hände und Kopf marschiren lasse, bringe meinen Haushalt immer weiter und immer weiter, und denke nach und denke nach, daß mir der Kopf springen möchte, will er mir denn dafür gut seyn, daß ich eine Frau bekomme, wie ich sie wünsche?

V. So ziemlich. Wenn nun aber alle Stricke reißen, und es gienge nicht und gienge nicht, so müßte er halt denken, sie wäre ihm vom lieben Gott nicht bescheert.

W. Ey der liebe Gott bescheert ja aber den jungen Raben, was sie brauchen, warum denn nicht auch mir?

V. Was den Raben gut ist, und was ihm gut ist, das weiß ich nicht, das weiß allein der liebe Gott, der ein Bischen weiter sieht, als wir beyde.

W. Vor tausend Guckguck! eine Frau muß mir doch wohl gut seyn?

V. Das ist noch gar nicht ausgemacht. Was für eine Frau will er denn, eine junge oder eine alte?

W. Ver-

W. Versteht sich eine junge. Ich bin ein alter Mann, und brauche Wartung und Pflegung.

B. Ganz gut! aber eine junge Frau nimmt keinen Mann, um ihn zu warten und zu pflegen. Man hat auch der Exempel, daß bey alten Männern, die junge Weiber nehmen, Argwohn, Zank, Uneinigkeit mit den Kindern, entstand. Man hat auch Exempel, daß Männer durch die Weiber, die Haushaltung verbessern wollten, und wenn sie sie bekamen, so verstunden sie den Haushalt nicht, und es gieng alles den Krebsgang. Herr Gevatter denk er doch dem Dinge nach.

W. Nehm er es mir nicht übel Herr Gevatter, er kommt mir vor wie eine Kaffeetrummel, die sich bald da, bald dort, hindreht. Einmal sagt er, man soll nicht wünschen, das anderemal spricht er, wenn man etwas gerne haben wollte, so müsse man darüber nachdenken. Das Ding begreife ich nicht. Sobald ich über eine Sache nachdenke, wie ich sie bekommen möchte, es sey nun eine Frau oder ein Schaf oder ein Ochse, summa summarum wenn ich darüber nachdenke, so wünsch ich mir sie doch? hör er!

B. Kurz und gut! denn viele Zeit habe ich nicht mehr, ich will ihm sagen, was ich als ein ehrlicher einfältiger Bote davon halte:

Erstlich muß man sich auf den Fuß setzen, daß man auf dem Platze, wo einen der liebe Gott hingestellt hat, zufrieden lebe; und nicht denkt, das, das,

das

das mußt du noch haben, hernach willst du recht vergnügt leben.

Hernach, wenn man gern etwas haben möchte, so muß man es nicht bey dem Wünschen lassen, sondern nachdenken, wie man es bekomme. Denn das Wünschen hilft zu nichts, schaden thuts aber viel.

# Zweytes Gespräch.

Zwischen dem Boten, dem Wirthe und dessen Sohne Christian.

## Ueber die Pelzmützen.

Bote. Guten Morgen Christian! tausend hast du nicht eine Pudelmütze! Wie bist du denn dazu gekommen?

Christian. Mein Vater hat sie mir zu Weihnachten gekauft.

B. Das lasse ich gelten! da wirst du den Kopf nicht erfrieren! Wo ist denn dein Vater?

Chr. Er ist draußen, und füttert die Schafe. Ich will hinlaufen und will ihn rufen.

Wirth. Willkommen, Herr Gevatter!

B. Nu er hat doch Christianen eine tüchtige Pudelmütze gekauft.

W. Der arme Schelm brauchte sie ja auch.

B. Hat er ihm nicht auch lassen ein Pelzfutteral über die Nase machen?

W. Ich

W. Ich glaube, er träumt. Habe ich doch in meinem Leben nicht gehört, daß man über die Nase ein Pelzfutteral trüge.

B. Die arme Nase, die wird auf die Art schlecht dabey zurechte kommen. Ich dächte aber, wenn sich die Nase ohne Pelzfutteral behelfen könnte, so würde der Kopf auch nicht erfrieren.

W. Ich sollte es selbst meynen. Es ist doch aber einmal so Mode.

B. Mode ists wohl. Es ist aber auch Mode, daß die Kinder ausgeschlagene Köpfe, Triefaugen, Zahnschmerzen, Ohrenzwang, starke Hälse und dergleichen Sächelchen mehr bekommen. Wenn er die eine Mode annimmt, so muß er die andere auch mitmachen!

W. Das wäre der Guckguck! Wie gienge denn das zu?

B. Das kann ja ein Kind einsehen! Wenn sein Christian die Pudelmütze abnimmt, ists nicht wahr, so ist der Kopf warm?

W. Brüh warm! Manchesmal lauft ihn der Schweis an der Stirne herunter.

B. Da hat er es ja! Glaubt er wohl, daß das dem Kopfe gut seyn könne?

W. Ich sollte es meynen. Meine selige Großmutter sagte immer, so lange der Mensch gut ausdünstete, so befände er sich wohl.

B. Darinne mag seine Großmutter wohl recht gehabt haben. Aber man muß die Ausdünstung nicht er-

zwin-

zwingen wollen. Denn wenn ich nun den Kopf über die Gebühr warm halte, so zieht ja alle Schärfe nach dem Kopfe zu, setzt sich bald in die Augen, bald in die Ohren, bald wo anders hin. Da geht hernach das Lamentiren an.

W. Das Ding läßt sich hören. Ich sollte aber doch meynen, die Schärfe könne sich nicht festsetzen, weil sie durch die Ausdünstung immer fortgetrieben wird.

B. Wie denn aber da, wenn Christian hübschen Leuten begegnet, thut die Mütze ab, und kömmt eben eine kalte Luft, und pfeift ihm in die Haare?

W. Da schlägt der Schweiß halt zurück.

B. Und da haben wir hernach die Bescheerung. Die Natur ist nun einmal daran gewöhnt, alle Unreinigkeit nach dem Kopfe zu treiben. Der Abfluß ist ins Stocken gerathen. Was will daraus guts kommen! Hernach wenn die Schmerzen da sind, hast du da nicht Laufens gesehen! Da gehts zum Pfarrer, zum Doktor, zum Apotheker, zum Barbierer, mit unter auch wohl zum Scharfrichter, da soll gleich auf der Stelle, Trost und Hülfe geschafft werden. Ja wart ein Bischen! Seine gesunde Gliedmaßen zu verderben, dazu wird leicht Rath, aber sie wieder gesund zu machen, das geht so geschwinde nicht.

W. Man hat ja aber das Sprichwort: **halt Kopf und Füßchen warm.**

B. Sprich-

B. Sprichwort hin! Sprichwort her! Ich handele nach meinem gesunden Verstande und nicht nach Sprichwörtern!

W. Ich habe das Sprichwort viel Schockmal von unsern ältesten Nachbarn gehört, und das waren bey meiner Treue, auch keine Narren!

B. Man braucht eben kein Narr zu seyn, und kann doch in manchen Punkten irren. Kluge Leute fehlen auch. Und ich weiß doch auch, daß ich mannichmal in die Stuben der ältesten Nachbaren getreten bin, wo es ausgesehen hat, wie in einem Lazarethe, und haben vor Gott und nach Gott geklagt, daß ihr Haus ein rechtes Jammerthal wäre. Die hielten ja Kopf und Füßchen warm.

W. Ich kenne doch aber viele Kinder, die Pelzmützen tragen, und doch von allen diesen Plagen nichts wissen.

B. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Das ist doch ausgemacht, daß der Kopf so wenig ein Pelzfutteral nöthig habe, als die Nase, und daß es allemal gefährlicher ist, eine Pelzmütze zu tragen, als keine.

W. Je nun, was kann ich nun thun? Hätte er mir das vor vier Wochen gesagt, so würde ich mich noch bedacht haben, ehe ich meinem Jungen eine Pelzmütze gekauft hätte. Nun hat er sie einmal, da mag er sie auch vollends zerreißen.

B. Noch besser! aber sag er mir einmal, was ist ihm denn lieber? Christians Kopf oder Christians Mütze?

W. Frey-

W. Freylich der Kopf!

B. Und also! da ists ja besser, daß er die Pudelmütze zum Guckguck wirft, als daß er Christians Kopf verderbe!

W. Wo denn nun sogleich eine andere her? da müßt ich ihm halt eine von Flanell machen lassen, und das kostet wieder Geld!

B. Von Flanell? Das ist ja Maus wie Mutter *)! Wenn der Kopf warm gehalten wird, so ists ja am Ende fast eins, es mag mit Pelz oder Flanell geschehen. Hat er denn keinen Hut aufzusetzen?

W. Den hat er ja wohl! Es muß doch aber zwischen Winter und Sommer ein Unterschied seyn!

B. Wieder ein Sprichwörtchen! Das aber auch nicht weit her ist **). Ich denke, der liebe Gott, der Sommer und Winter gemacht hat, der hat auch unsern Körper so eingerichtet, daß er Winter und Sommer aushalten kann. Das hörte ich letzthin, da ich bey dem Herrn Pfarrer R** war, der etliche Kinder erzieht.

W. Ist er da auch gewesen? Je so erzähl er mir doch geschwinde etwas davon.

B. Davon könnt ich ihm ein langes und breites erzählen. Itzo sag ich ihm nur das: die Kinder, die dort erzogen werden, tragen Jahr aus Jahr ein weder Hüte noch Mützen.

W. Das ist doch wirklich viel!

B. Ich

*) Eines wie das andere. **) Nicht viel werth ist.

B. Ich habe sie gar vielmal, im bloßen Kopfe, auf dem Schlitten fahren sehen.

W. Im bloßen Kopfe auf dem Schlitten? man sollte nicht meynen, daß es möglich wäre.

B. Und bringen in ihrem Leben keine Nachtmüzze auf den Kopf.

W. Auch im Winter nicht?

B. Auch im Winter nicht. Und thun kein Halstuch um, und haben Weste und Hemde offen, daß man immer auf die bloße Brust sehen kann.

W. Je du barmherziger Gott! da dächt ich, ich schlüge Christianen mit der Hand tod, wenn ich ihn ohne Halstuch und mit bloßer Brust ausgehen ließe.

B. Ich glaube, diese Kinder haben noch nie die Brust zugeknöpft. Da begegnete mir vorige Woche so ein klein freundliches Bürschchen! bey dem war der ganze Hals und die ganze Brust blos, und blies ein Wind, der durch Mark und Beine gieng. Musjöchen, sagte ich, knöpfen sie denn nicht etwas vor die Brust? es ist ja ein gar kalter Wind!

Ey warum denn nicht gar? antwortete es lächelnd. Der kalte Wind muß uns ja stärken! wie kann er mich denn aber stärken, wenn ich ihn nicht auf den Leib kommen lasse?

W. Das Bürschchen muß nicht auf den Kopf gefallen seyn. Sag er mir aber nur um tausend Gottes Willen, passirt denn nicht mannichmal ein Unglück, daß eins auf der Nase liegen bleibt?

B. Ach die sind alle stahl eisen feste. Und wenn in der ganzen Gegend die Kinder kränkeln und sterben, so sind die immer wie die Wachteln.

W. Christian! komm herein!

Chr. Was wollt ihr denn Vater!

W. Daß du es weist! Die Pudelmütze sollst du nicht wieder aufsetzen.

B. Brav! das heiße ich gut!

## Drittes Gespräch.

Zwischen dem Boten, dem Wirthe und einem Reisenden.

### Ueber das Nachdenken.

Bote. Ehe wir eins ins andere reden, Herr Gevatter! Hat er nicht Gelegenheit, seinen Herrn Pfarrer zu sprechen?

Wirth. Warum denn das nicht? Er kömmt morgen schon ins Dorf und hält Betstunde.

B. Da sey er doch so gut und gebe ihm da diese Anzeige! Sie ist vom Herrn Rath Becker in Gotha. Er kündigt darinne eine Schrift an: über die Hindernisse des Selbstdenkens, die Herr Thieme geschrieben hat. Wer nun die Schrift haben will, der muß vor Ende des Februars einen Gulden in Golde, oder Sächsischer Währung, zahlen. Nach der Zeit kostet sie einen Thaler.

W. Ist

W. Ist denn das der Herr Becker, der die deutsche Zeitung und das Noth- und Hülfsbüchlein schreibt?

B. Der nämliche.

W. Nu wenn's der ist, da pränumerirt unser Herr Pfarrer gewiß. Er lobt seine deutsche Zeitung gar sehr, und auf Kindtaufen und Hochzeiten ließt er uns immer was draus vor. Und wer ist denn der Herr Thieme?

B. Er ist Rektor in Merseburg, und hat gar ein artiges Büchelchen geschrieben, das heist: erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

W. Was werden sie doch noch alles schreiben! Braucht denn der Verstand auch Nahrung? Man hat ja genug zu thun, wenn man den Körper nähren will!

B. Ich sollte es meynen! Alles, was wachsen soll, muß doch seine Nahrung haben.

W. Womit nährt man denn den Verstand?

B. Ich wills ihm sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. Ists nicht wahr, wenn ich den Körper nähren will, so muß ich das Maul aufthun?

W. Ei freilich, sonst könnte ich ja nichts hinein bringen.

B. Und wenn ich den Verstand nähren will, so muß ich — aufmerken, Achtung geben. Ich weiß doch, daß er gut aufmerkt, wenn er seinen Herrn Pfarrer predigen hört.

W. Das versteht sich! Wofür gienge ich denn sonst in die liebe Kirche.

B. Merkt er denn nun nicht, wenn er heraus-kommt, daß es im Kopfe etwas anders geworden ist?

W. Ja wohl! ich weiß allemal mehr, wenn ich herauskomme, als da ich hinein gieng.

B. Sieht er! so hat er seinen Verstand genährt. Wenn ich Achtung gebe, auf das, was ich sehe, höre, fühle, so lerne ich immer mehr, werde immer klüger, und mein Verstand wird genährt.

W. Aha! nun versteh ichs!

B. Aber nicht wahr? es ist nicht alles gesund, was man ins Maul steckt?

W. Bewahre Gott! Da aß ich gestern bey meiner Schwägerin; die hatte Milchbrey, hernach Sauerkraut, und hinterdrein eine Schüssel voll gebackne Pflaumen. Was das für einen Specktakel in meinem Bauche machte! Ich kriegte Bauchgrimmen, daß ich auf keiner Stelle zu bleiben wußte, diese Nacht habe ich kein Auge zuthun können. Und noch itzo ists mir noch nicht so recht, wie es seyn sollte.

B. Das bedaure ich! Er sieht mir auch gar nicht so munter aus, wie sonst! Aber nun wieder zur Sache zu kommen! wenn der Mensch alles durch einander her lernt, so muß es in seinem Kopfe eben so verwirrt aussehen, als in seinem Magen, wenn er Milchbrey, Sauerkraut und gebackenes Obst gegessen hat.

W. Das Ding läßt sich hören.

B. Herr Thieme hat also in seiner ersten Nahrung des gesunden Menschenverstandes, das beschrieben, was der Mensch zuerst lernen muß.

W. Nun, wenn seine Nahrung für den Verstand so gut ist, wie das Merseburger Bier für den Magen, so lasse ichs gelten. Ich lasse mir durch die Fuhrleute mannichmal ein Fäßchen mitbringen, und finde, daß es mir herrliche Dienste thut. Eben itzo habe ich eine Bouteille aus dem Keller geholt, und will versuchen, ob ich nicht meinen Magen damit in Ordnung bringen kann. Er trinkt doch auch ein Glaß mit?

B. Das versage ich nicht.

W. Seh er einmal, was das für einen Gest giebt! Sein Wohlseyn! (Nachdem er getrunken hat) tausend, das wärmt den Magen, das geht durch Mark und Bein! Wohl bekomme es!

B. (nachdem er es getrunken) tausend! das thut wohl! Es lebe das Merseburger Bier! Ich kann ihn aber versichern Herr Wirth! Wenn man etwas Neues und so was recht Gutes gelernt hat, das sind auch keine Possen, das schmeckt so gut, wie Merseburger Bier. Auf meinen Reisen habe ich mannichmal Bestellungen an die Herren Pfarrer, Rektors und Professors, die setzen mir gemeiniglich etwas zu essen und zu trinken vor, das ich mit Dank annehme. Wenn sie aber mit mir zu discuriren anfangen, da spanne ich auf — da spanne ich auf, und vergesse oft darüber Essen und

Trinken. Itzo bin ich nur begierig auf das Buch: über die Hindernisse des Selbstdenkens.

W. Wenn er meynt — so will ich pränumeriren. Ich habe ja meinem Magen zu Liebe so manchen Gulden für Merseburger Bier ausgegeben, da kann ich wohl meinem Verstande zu Liebe einen Gulden für Merseburger Verstandsnahrung anwenden. Meynt er nicht?

B. Dazu kann ich ihm doch nicht rathen.

W. Und warum nicht?

B. Seh er! das Buch scheint für ihn nicht geschrieben zu seyn. Aber, nach meiner Meynung sollten es alle Herren Pfarrer, alle Herren Amtleute und Bürgermeister, summa summarum, alle kaufen, die andere Menschen gewissermaßen regieren.

W. Das glaube ich selbst. Und freilich, wenn ich es bey Lichte besehe, so gehört das Selbstdenken für unser einen nicht. Der Gelehrte muß den Kopf brauchen, und der Handwerksmann und der Bauer die Knochen. Jener muß für uns denken, und wir müssen für ihn arbeiten.

B. Ganz Recht gebe ich ihm nicht, Herr Gevatter!

W. Und warum denn nicht?

B. Hat er nicht angemerkt, daß die Herren Gelehrten mehrentheils kränklich sind?

W. Unser voriger Herr Pfarrer war es wenigstens. Der sahe immer aus so bleich, wie die Wand,

jam:

jammerte, wenn es ein Bischen regnete und schneyete, daß sich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Aber der jetzige ist doch ein ganz anderer Mann. Der sieht ja aus, wie der Vollmond. Es mag regnen oder donnern, oder frieren oder schneyen, wenn er in die Stube tritt, so schüttelt er alles ab, und spaßt und lacht.

B. Hat er denn nicht bemerkt, daß dieser eine andere Lebensart als der vorige führe?

W. Gar zu genau habe ich nicht Achtung gegeben. Das erinnere ich mich aber noch: jener saß den ganzen Tag, vom Morgen bis auf den Abend, über den Büchern, und bekümmerte sich weder um Aecker noch Garten. Dieser aber hat zwar auch seine Stunden, da er wie angepflöckt über den Büchern sitzt. Wenn diese aber vorbey sind, so ist die ganze Welt seine. Da läuft er im Felde herum, sieht wie die Knechte pflügen, die Taglöhner arbeiten, wie Roggen, Waizen und Flachs stehen. Dann läuft er zu den Bienenstöcken. Am Ende nimmt er den Spaten, die Hacke, den Rechen, und arbeitet im Garten, was das Zeug hält.

B. Jener dachte also für andere, und ließ andere für sich arbeiten.

W. Freilich.

B. Und wurde dabey traurig, ungesund, und starb vor der Zeit.

W. Ja wohl! ja wohl! ich glaube, er hatte nicht volle vierzig Jahre.

 B. Und

B. Und dieser denkt nicht nur, sondern braucht auch seine Arme und Füße, und ist dabey gesund und munter.

W. Es ist wahr. Zwischen dem itzigen Herrn Pfarrer und dem vorigen ist ein Unterschied, wie unter Himmel und Erde!

B. Sieht er also, daß es dem Gelehrten nicht gut ist, wenn er alles für sich arbeiten läßt? ich glaube dem Ungelehrten ist es eben so wenig gut, wenn er alles für sich denken läßt. Der Gelehrte, der nur denkt, wird traurig und krank, der Ungelehrte, der bloß mit dem Körper arbeitet, und nicht selbst denkt, bleibt unwissend und dumm.

W. Dumm mag ich nun eben nicht bleiben. Ich denke aber doch, es hat jeder Mensch so sein eigenes Geschäfte, dabey er bleiben muß.

B. Ganz recht! Was hat zum Exempel ein Sterngucker für ein Geschäft?

W. Je nach den Sternen zu gucken!

B. Darf denn nun sonst kein Mensch nach den Sternen gucken, als wer ein Sterngucker ist?

W. Ich will doch den sehen, der mir das wehren will.

B. Da dächte ich nun, so, wie jeder Mensch ein Recht hätte, selbst nach den Sternen zu gucken, so hätte auch ein jeder das Recht, selbst zu denken! Und wenn er nach den Sternen guckt, mit wessen Augen sieht er denn?

W. Das

W. Das ist ja eine närrische Frage! versteht sich, mit meinen! Horch! da höre ich ein Posthorn! (läuft nach dem Fenster zu) eine Extrapost! Dortchen räum auf!

(Ein Reisender tritt herein und spricht: kann ich ein Frühstück haben?)

W. Guten Morgen, mein Herr!

Reisender. Guten Morgen! Geschwind nur Frühstück her!

W. Was befehlen Sie? Kälberbraten, frische Blutwurst, oder frische Butter?

R. Kälberbraten und ein Glaß Mallaga!

W. Mit Mallaga kann ich Ihnen nicht dienen. Wenn Sie aber eine Bouteille gut ächtes Merseburger Bier befehlen, so steht es zu Ihren Diensten.

R. So bringe er es her, aber etwas geschwind.

W. Dörtchen! da hast du den Schlüssel! geh einmal hin und hole dem Herrn ein Stück Kälberbraten und eine Flasche Merseburger! aber hurtig! der Herr hat nicht lange Zeit!

B. Daß wir unsere Rede nicht vergessen! Mit wessen Beinen geht er denn?

R. Ihr scheint mir närrische Leute zu seyn. Was für einen Discurs habt ihr denn? Darf ich ihn denn nicht wissen?

B. Den können Sie wohl wissen. Ich fragte den Wirth, ob er denn glaubte, daß alle Menschen ein Recht hätten, nach den Sternen zu gucken?

 R. Das

R. Das ist ja eine dumme Frage! Wer wird euch das wehren?

B. Hernach fragte ich auch, wenn er nach den Sternen guckte, mit wessen Augen er darnach guckte?

R. Das ist ja wieder eine dumme Frage. Ich habe in meinem Leben keinen Menschen gesehen, der durch eines andern Augen die Sterne betrachtet hätte.

B. Wir sind freilich Ungelehrte, und Sie dürfen es uns nicht übel nehmen, wenn wir bisweilen dumme Fragen aufwerfen. Ich fragte nun weiter, wenn der Wirth von einem Dorfe zum andern gienge, mit wessen Beinen er marschirte?

R. Ich glaube, ihr seyd im Kopfe verrückt! Hat denn der Wirth Beine?

B. Wie Sie sehen, zwey gesunde und gerade Beine.

R. So müßte ja der Kerl ein Narre seyn, wenn er auf andern, als auf seinen eigenen Beinen gehen wollte.

B. Das glaube ich auch. Nun hatte ich noch eine Frage auf der Zunge.

R. Und die hieß?

B. Mit wessen Verstande wohl der Mensch denken müsse.

R. Ich glaube, ihr habt zu viel getrunken! Wer mit seinen eigenen Augen sieht, muß auch mit seinem eigenen Verstande denken.

B. Mir

B. Mir kommt es auch so vor. Nun glaubte ich, weil der Handwerksmann und Bauer eben sowohl Verstand vom lieben Gott bekommen habe, als die Herren Gelehrten, so müsse er eben sowohl, wie sie, selbst denken.

R. Possen! Wer seyd ihr?

B. Der Bote aus Thüringen.

R. Nun da dächte ich, giengt ihr euern Weg, und bekümmertet euch nicht mehr um das Denken. Wenn Leute, wie ihr, sich mit dem Denken abgeben wollen, so ist die verkehrte Welt da. Der Bauer pflügt, der Schuster macht seine Schuhe, der Leineweber sein Stück Tuch, der Gelehrte studirt und denkt nach. Auf diese Art geht alles gut.

B. Erlauben Sie mir aber, wenn ich mit meinen eigenen Augen sehen, mit meinen eigenen Füßen gehen darf, warum —

R. Ei was da! was da! Nehmt euren Ranzen, und geht euren Weg fort! Ihr, Wirth, sorgt für euern Gasthof, und überlaßt das Denken andern! Was bin ich schuldig?

W. Eine Portion Kälberbraten — 2 Gr. eine Bouteille Merseburger 3 Gr. und 3 Gr. für den Postillon. Macht gerade 8 Gr.

R. Hier ists. Adieu.

W. Das war ja ein närrischer Mensch.

B. Gar zu weit mag er sich eben nicht verstiegen haben. Ich habe immer angemerkt, daß, die das

größte Maul haben, die das wenigste verstehen. Vielleicht treffe ich ihn einmal wieder, da will ich ihm doch auf den Zahn fühlen.

## Viertes Gespräch.

Zwischen dem Boten und allerley Personen.

### Ueber die Kinderblattern.

(Ein Mädchen tritt herein und ruft: ist denn der Bote aus Thüringen da?)

Bote. Hier! was soll er?

Mädchen. Meine Mutter läßt ihn um Gottes willen bitten, er soll doch ja den Augenblick zu ihr kommen.

B. Nu, was giebts denn?

M. Mein kleiner Bruder will sterben! Ach, geschwinde! geschwinde!

Wirth. Je du lieber Gott! Hört man doch nichts Gutes mehr in der Welt! da komm er doch gleich mit.

Sie gehen fort und kommen in der ältesten, schon verheyratheten, Tochter des Wirths, Stube, die ganz mit Menschen vollgepfropft ist, die alle laut schreyen und klagen. Da der Bote in die Stube tritt, schreyen sie ihm alle entgegen, kommt her, wenn ihr den kleinen Frieden noch einmal sehen wollt.

B. (Mit den Händen winkend) stille doch!

Alle schreyen fort!

Mutter. Ach Hülfe! Hülfe!

B. Wenn ich euch helfen soll, so müssen die Leute alle hinaus. Das ist ja ein Lermen, daß man sein eignes Wort nicht hört!

Sie gehen mit lautem Geheule hinaus.

Mutter. Ach das Gott er stirbt! er stirbt!

B. Das kann wohl seyn, wenn ihr euch so wunderlich dazu anstellt. Hilft denn das Schreyen und Heulen dem armen Würmchen etwas?

Mutter. Freylich nicht. Aber man kanns ja nicht lassen, das ist ja ein Anblick, ein Stein in der Erde möchte sich erbarmen! Hu! hu! hu! Das Kind hat ja das böse Wesen!

B. Wenn's weiter nichts ist! gebt euch doch nur zufrieden, und laßt ein vernünftiges Wort mit euch sprechen! Wenn alle Kinder sterben sollten, die das böse Wesen kriegen, so wäre die Welt schon lange leer. Habt ihr denn keine Spur, woher das böse Wesen kommen mag?

Mutter. Ach das weis ich nicht. Das Kind wird ja wohl die Blattern kriegen, da liegt die Marie auch schon und ist so voll, daß kein Fleckchen leer ist, das man mit einer Stecknadelspitze bedecken könnte.

B. So seyd nur ruhig! einmal müssen die Blattern doch kommen, wenn sie vorbey sind, so sind sie vorbey! der liebe Gott lebt ja noch! der wird euch nicht verlassen.

Mutter. Das ist wohl wahr! aber du lieber Gott! den Jammer kann ich nicht mit ansehn! alle Haare raufe ich mir aus dem Kopfe.

B. Rauft nur erst eins heraus, und seht ob es etwas hilft! Hilft es — gut; so will ich selbst die übrigen helfen ausraufen.

Mutter. Er ist mir der rechte Tröster! das Gott erbarme!

Liese. Da schickt euch meine Mutter ein Marggrafenpulver, und ein Bischen geraspelten Hirnschädel, das sollt ihr dem kleinen Frieden gleich eingeben.

B. Wollt ihr gleich reisen mit euern Quacksalbereien?

Mutter. Das will ich doch sehen, wer mir die Liese fortjagen soll. Er kann ja selbst reisen! Er kann mir nicht helfen, und wenn andre helfen wollen; so will er ihnen die Thür weisen? er ist mir der rechte!

B. Ich kann gleich gehen. Wollt ihr denn aber daß Friede sterben oder leben soll?

Mutter. Freylich soll er leben, das Gott im Himmel erbarme! Friede darf nicht sterben! wo kriegte ich denn einen andern Frieden her?

B. Nun so braucht doch eure Vernunft, und laßt ein Wort mit euch sprechen! Hört einmal an! warum wollt ihr dem armen Kinde die Quacksalbereyen eingeben?

Mutter. Je! daß das böse Wesen aufhören soll.

B. Da schlagt ihr euer Kind mit der Hand tod!

Mutter

Mutter. Behüte uns Gott! wie denn so?

B. Wenn die Blattern eintreten, da ist das böse Wesen gut, durch das beständige Zucken wird das Gift heraus getrieben. Wenn ihr aber das böse Wesen aufhaltet, so bleibt ja das Gift zurück. Auf die Art kann ja das arme Kind sterben. Gebt nur Achtung, daß das Köpfchen nicht beschädigt wird, es wird noch ein Paar Minuten dauern, so ist alle Angst vorbey.

Mutter. Es ist doch wirklich, als wenn es abnähme. Friedchen kennst du mich noch?

B. So haltet doch das Maul! und lasset das arme Kind in Ruhe. Wenn ihr eine gute Mutter seyn wollt, so müßt ihr dem armen Kinde Muth einsprechen, und es nicht zaghaft machen.

Mutter. Friedchen! Ach du goldnes Friedchen!

B. Daß du giengst mit deinem Friedchen! das arme Kind hat ja so schon Angst genug! Wenn nun gar die Mutter an das Bette tritt, und heulet und schreyet immer Friedchen! goldnes Friedchen! so muß es ihm ja noch ängster werden!

Mutter. Ach du lieber Gott! Es sind schon so viele Kinder im Dorfe an den Blattern gestorben!

B. Und wenn funfzig gestorben wären, so wette ich tausend gegen eins, fünf und vierzig haben die Eltern tod gemacht.

Mutter. Wie gienge denn das zu?

B. Sie haben es alle gemacht, wie Ihr; sind hingetreten und haben geheult und gequacksalbert. Das

Heu-

Heulen hilft aber nichts, und das Quacksalbern schadet.

Mutter. Sagt mir doch, was soll ich denn dem Kinde eingeben?

B. Ey das Eingeben geht mich nichts an, ich bin kein Doktor. Guten Rath will ich aber geben, wenn ihr ihn hören wollt.

Mutter. Gerne! gerne!

B. Nun sagt mir einmal, ich bitte euch, was soll denn die unmenschliche Hitze in der Stube?

Mutter. Die Kinder sind ja krank, man muß sie warm halten.

B. Wollt ihr denn den kranken Kindern stinkend Wasser zu trinken geben?

Mutt. Behüte Gott! das würde ich ja nicht thun!

B. Wenn ihr nun Fenster und Thüren zumacht, und heizt so schrecklich ein, muß denn da die Luft nicht stinkend werden? Ist denn stinkende Luft nicht dem Menschen so schädlich, als stinkendes Wasser? Laßt den Augenblick das Holz aus dem Ofen ziehen! Ich will unterdessen die Fenster aufmachen.

Mutter. Die Fenster aufmachen? in einer Stube, wo Blatterkinder liegen? Das thue ich nicht.

B. Und das sollt ihr thun; ich nehme es auf mein Gewissen.

W. Närrchen! laß ihn nur gehn! er ist nicht auf den Kopf gefallen, und hat mir schon manchen guten Rath gegeben.

B. (reißt

V. (reißt alle Fenster auf) Das muß alle Tage wenigstens viermal geschehen, damit die garstigen Ausdünstungen fortgehen, die die Kinder von sich geben. Nun laßt einmal die Betten befühlen! Du lieber Gott! Da frage der Mensch, wovon so viele Blatterkinder sterben! Jedes Deckbette ist ja fast einen halben Centner schwer. Wenn ich euch, so wie ihr hier seyd, unter so ein Bette werfen, Thüren und Fenster zumachen, und einheizen lassen wollte, daß der Ofen glühete, ihr müßtet ja, so wahr ich ehrlich bin, auf der Stelle krank werden. Soll ich euch helfen oder nicht?

Mutter. Ey freylich suche ich Hülfe.

V. Nun so schafft doch heute noch die dicken Federbetten weg, und gebt den armen Kindern, die ohnedieß schon Hitze genug haben, eine ganz dünne Decke.

Mutter. Ich will es halt wagen! Ich glaube aber, wenn ich die Decke noch dünner machte, so blieben die Galgenvögel doch nicht im Bette. Die Marie ist schon einigemal aus dem Bette gesprungen, und ich habe sie deswegen glitschen müssen.

V. Daran habt ihr sehr Unrecht gethan. Wenn der Mensch krank ist, so bleibt er im Bette, ohne sich glitschen zu lassen. Wenn er aber fühlt, daß ihm wohl ist, so geht er heraus, und man darf ihm darinne kein Hinderniß setzen.

Mutter. Aber Blatterkinder! — ich bitte ihn drum! Die werden doch müssen im Bette bleiben.

B. Wißt ihr was liebe Frau, macht was ihr wollt! Ich seh ihr wißt alles besser! Sagt mir aber einmal, seyd ihr denn itzo gesund?

Mutter. Gott Lob und Dank! mir thut keine Ader weh!

B. Wenn ihr nun den ganzen Tag im Bette läget, da müßtet ihr erst recht gesund werden!

Mutter. Behüte Gott! Da kriegte ich gewiß den Taumel in den Kopf!

B. Ich glaube auch! Wenn nun aber ein gesunder Mensch durch das lange Liegen im Bette schon den Taumel kriegt, wie vielmehr ein Kranker!

## Fünftes Gespräch.

Zwischen dem Boten und verschiedenen Personen.

### Ueber die Kinderblattern.

Bote. Guten Morgen! Herr Gevatter! Wie steht es denn mit den Kinderblattern?

Wirth. Gott Lob und Dank! recht gut! Die Marie geht schon wieder herum, und bey Friedchen sind die Blattern im Kriechen.

B. Hat mir seine Tochter gefolget? lüftet sie die Krankenstube bisweilen, und hat den Kindern leichte Betten gegeben?

W. Sie

W. Sie wollte anfänglich nicht daran. Ich habe ihr aber den Kopf brav gewaschen, bis daß sie sich dazu verstund. Itzo dankt sie den lieben Gott dafür. Ich kann es auch nicht anders sagen, als daß die Kinder von der Stunde an sich besserten, und nicht mehr so ängstlich thaten. Will er nicht einen Augenblickchen mitgehen, und sie besuchen?

B. Warum denn das nicht?

(Sie gehen mit einander fort, und kommen in der Krankenstube an, wo sie die Mutter an Friedchens Bette sitzend finden.)

B. Wie gehts? ist das Leben noch frisch?

Mutter. So passabel! ich danke ihm tausendmal für den guten Rath, den er mir gegeben hat. Ist es doch wie wenn ihn der liebe Gott hergeschickt hätte.

B. Nun das klingt doch ganz anders, als da ich das letztemal da war. Glaubt nur! wenn eure Kinder sterben, so macht ihr sie mehrentheils selbst tod. So bald ein Kind sich klagt, da geht das Heulen, Schreyen, und Lamentiren an! da habt ihr eine Angst, daß ihr euch auf keiner Stelle zu lassen wißt. Und in der Angst macht ihr lauter albernes Zeug.

Erst muß ja nothwendig das arme Kind von Schrecken noch kränker werden, wenn es hört, daß Vater und Mutter so erbärmlich lamentiren. Hernach braucht ihr lauter verkehrte Mittel, macht eine Glut, wie sie in der Hölle nicht ärger seyn kann, steckt die armen Würmchen unter schwere Betten, unter de-

nen sie fast ersticken, und füllt ihnen hernach alles ein, was Frau Sybille und Anne Sabine anräth.

Ich spreche: in allen Stücken muß der Mensch seinen gesunden Verstand brauchen, und Muth schöpfen! und wenn ein Mensch krank wird, muß man ihm nicht angst machen, sondern Muth einsprechen. Guter Muth, dabey bleibe ich, ist für den Kranken die beste Arzeney.

Mutter. Soll ich denn aber den armen Kinde gar nichts eingeben?

B. Wißt ihr was! wenn ihr eingeben wollt, so fragt nicht mich, sondern den Doktor!

Mutter. Er wohnt ja aber drey Stunden von hier!

B. Nun so braucht gar keine Arzeney! Besser keine Arzeney, als solche, die sich nicht für den Kranken schickt! den Rath gebe ich allenthalben, wo ich in Krankenstuben komme.

Mutter. Ich dachte, ich wollte Friedchen ein Händchen voll Schaflorbern eingeben.

B. Was?

Mutter. Schaflorbern.

B. Und wer hat denn euch dazu gerathen?

Mutter. Meine Base Anne Kathrine.

B. Das ist die rechte Doctorn! wenn die drey Kinder kriegt! so müssen wenigstens zwey davon auf den Kirchhof! den Augenblick werft das Zeug zum Fenster hinaus! Wie könnt ihr doch nur glauben, daß

der

der liebe Gott eine Sache, die man ohne Ekel nicht angreifen kann, dazu verordnet habe, daß man sie ins Maul nehmen soll! Versucht es doch einmal und kostet sie!

Mutter. Bewahre Gott! da müßt ich alles aus dem Leibe herauswürgen!

B. Da seht ihrs ja, daß die Natur widersteht. Wie kann denn das einem Kranken gut seyn, was die Natur durchaus nicht annehmen will.

Mutter. Es gebens doch aber alle Leute im Dorfe ihren Kindern ein, wenn sie die Blattern haben.

B. Ihr wollt nun doch schlechterdings das letzte Wort haben. Ists nicht wahr, daß schon vielen Leuten im Dorfe die Kinder an den Blattern gestorben sind?

Mutter. Das ist freylich wahr! Vorige Woche noch sind ihrer drey begraben worden.

B. Und doch wollt ihr es den Leuten nachthun, die ihre Kinder auf den Gottesacker liefern.

W. Siehst du? ich sagte dir es ja gleich, daß der Gevatter nicht damit zufrieden seyn würde.

Mutter. Je nun, da will ich ihm halt folgen.

B. Was gebt ihr denn den Kindern zu essen?

Mutter. Sie wollen nicht essen. Ich habe ihnen heute die besten Wörtchen gegeben, sie sollten doch nur etwas zu sich nehmen, ich glaube, sie haben aber keine Erbse schwer genossen.

B. Das ist nun wieder nicht recht, daß ihr ihnen die besten Wörtchen gegeben habt. Man darf keinen Menschen zum Essen nöthigen, am wenigsten einen Kranken. Jeder Bissen, den der Kranke ohne Appetit genießt, ist Gift. Wenn der Kranke Hunger hat, so wird er schon fordern. Was habt ihr ihnen denn zu essen geben wollen?

Mutter. Ich hatte ein Gickelhähnchen für sie geschlachtet, und ein Bischen gewelkte Pflaumen gekocht.

B. Taugt alles nichts. Fleisch darf schlechterdings kein Kind essen, das die Blattern hat, denn das vermehrt das Fieber. Vom gewelkten Obste entsteht leicht der Durchfall. Und wenn der Durchfall erst zu den Blattern kommt: dann ist alle Hülfe aus.

Mutter. Lieber Gott! ich kann doch aber die armen Würmchen nicht verhungern lassen!

B. Wegen des Verhungerns braucht ihr euch keine graue Haare wachsen zu lassen. Sie verhungern gewiß nicht, dafür stehe ich! Wenn sie ja etwas verlangen, so macht ihnen eine Habergrützsuppe, oder kocht Graupen ab, gießt die Brühe davon, druckt Citronensaft in die Brühe, und gebt sie ihnen zu essen!

Mutter. Was will denn das für Nahrung geben?

B. Nahrung braucht ein Blatterkind nicht viel, bey dem muß man dem lieben Gott danken, wenn nur die Unreinigkeit heraus getrieben wird. Was trinken denn die Kinder?

Mutter.

Mutter. Ich thue an ihnen, was ich kann. Ich lasse alle Tage für sie ein Fläschchen Stadtbier mit aus der Stadt bringen. Mit unter gebe ich ihnen auch ein Gläschen Wein.

B. Was gebt ihr ihnen? Stadtbier? Wein?

Mutter. Freylich, die armen Kinder müssen doch ein Labsal haben.

B. Wenn alle Leute ihre Blatterkinder so behandeln: so ists doch wirklich kein Wunder, wenn alle Jahre so viele an dieser Krankheit sterben. Stadtbier — Wein — das ist ja bey den Blattern so gut, als Gift.

Mutter. Je warum denn nicht gar? Man muß doch den Kindern Hitze in den Leib bringen, die das Gift heraustreibt.

B. Das kommt mir gerade so vor, als wenn man Oel ins Feuer gießen wollte. Die Kinder haben ja ohnedieß Hitze genug. Fühlt doch nur Friedchens Backen an, wie sie glühen! Gebt ihnen Wasser zu trinken, und schneidet ein Paar Scheibchen Citronen hinein! oder gießt in jedes Glaß Wasser einen Löffel voll Weinessig! Dieser Getrank gehört sich für Blatterkinder!

Mutter. Wo kriegten wir armen Leute denn die Citronen und den Weinessig her?

B. Wo ihr das Stadtbier und den Wein herbekommt.

W. Närrchen! wenn du keine Citronen und keinen Weinessig hast, so schick doch zu mir! du weißt ja, daß ich solche Sachen, wegen der Durchreisenden, immer vorräthig haben muß!

B. Und also! nun habt ihr keine Entschuldigung mehr! Was macht denn die Marie? bey der trocknen ja die Blattern, wie ich sehe, ab!

Mutter. Ja, die scheint über den Berg hinüber zu seyn!

B. Traut den Landfrieden noch nicht! die Wehen kommen mannichmal nach!

Mutter. Was soll ich denn aber mit dem Kinde anfangen?

B. Habt ihr denn wirklich keinen Doktor?

Mutter. Wo sollten wir ihn denn herkriegen? Er wohnt ja drey Stunden von hier!

B. Nun in diesem Falle will ich euch einen guten Rath geben, den ich einmal von einem sehr braven Herrn Doctor gehört habe.

W. Thue er es doch ja! ich will gern erkenntlich seyn.

B. Mit der Erkenntlichkeit bleibe er mir vom Leibe! Wenn ich meinem Nebenmenschen einen guten Rath gebe: so thue ich es, um ihm zu helfen, nicht aber, um dafür bezahlt zu seyn.

W. Einen hübschen Schinken wird er doch nicht ausschlagen? Wer wird denn das Wasser von der Mühle weisen?

B. Herr

B. Herr Gevatter! So bald er mir etwas bietet: so nehme ich meinen Stock und gehe gleich meiner Wege.

W. Sey er doch nicht artig! eine Liebe ist ja der andern werth.

B. Ey das mag alles seyn! Aber ich bin nun einmal so. Wenn ich einem Menschen einen Gefallen thue: so nehme ich nichts, weder Schinken noch sonst etwas dafür. Ein anderes ist es, wenn ich für ihn arbeite, wenn ich Briefe wegtrage u. dergl. ja da lasse ich mir es bezahlen.

W. Nu da rücke er doch nur heraus! ich will ihm keinen Schinken dafür geben!

B. So hört also an! Kauft euch ein Loth gestoßne Rhabarber! gießt darauf zwey Theeschalen voll kochendes Wasser, und laßt es ein Viertelstündchen über der Rhabarber stehen! dann gebt der Marie davon zu trinken. Wie alt ist sie denn?

Mutter. Aegide, wills Gott, wird sie 8 Jahr.

B. Nun da könnt ihr ihr etwa eine halbe Tasse voll geben.

Nach dreyen Tagen macht es wieder so, nach dreyen Tagen wieder, und so viermal, immer über den dritten Tag. Was gilts! nach ein Paar Wochen soll sie davon laufen, wie ein Hirsch.

Mit Friedchen könnt ihr es eben so machen. Aber — aber — gebt wohl Achtung! nicht eher

dürft ihr ihm die Rhabarber geben, bis die Blattern im Gesichte anfangen abzutrocknen. Adieu! Meine Zeit ist kurz.

## Sechstes Gespräch.

### Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber Herrn Zollikofer.

Wirth. Nu was fehlt ihm denn? geht er doch, wie wenn ihm die Hühner das Brod genommen hätten!

B. Ich habe eben itzo eine Nachricht gehört, die mir gar nicht lieb ist. Wir haben nun wieder einen rechtschaffenen, braven Mann auf der Welt weniger. Herr Zollikofer ist von der Erde gegangen!

W. War er nicht Prediger in Leipzig?

B. Das war er! ein gar herrlicher Prediger!

W. Ja das soll er gewesen seyn! Zur Meßzeit kehren, wie er weiß, viele Kaufleute bey mir ein, die haben des Lobens und Rühmens von dem Herrn Zollikofer nicht satt werden können. Er soll so gewaltig schöne Predigten gehalten haben!

B. Wie ein Engel sprach er, wann er auf der Canzel stund! Was der einem das Gewissen schärfen konnte! Was der den Leuten zuredete, daß sie was lernen, fleißig arbeiten, und recht viel Gutes thun

soll-

sollten! Ich glaube, wenn einer ein Herz gehabt hätte, wie ein Stein, er hätte es weich gemacht!

W. Wie war er denn aber, wann er von der Canzel kam? Hieß es etwa auch bey ihm: thut nach meinen Worten aber nicht nach meinen Werken?

B. Bewahre Gott! Wie er predigte, so lebte er! Ich habe mich allemal gefreuet, wenn ich Briefe an ihn abzugeben hatte, und konnte ein halb Viertelstündchen mit ihm sprechen.

W. Ließ er ihn denn vor sich? sonst sehen die gelehrten Leute unser eins nicht über die Achsel an.

B. Ach das war ein Mann, wie ein Kind! wenn er nicht gar zu arg viel zu thun hatte: so mußte ich allemal auf seine Stube kommen! da fragte er mich alles aus, und wann ich fort gieng, gab er mir allemal eine gute Lehre mit auf den Weg! das letztemal, da ich bey ihm war, klopfte er mich sogar herzlich auf die Achsel und sagte: sey er treu und fleißig in seinem Berufe! Man kann in jedem Stande viel Gutes stiften!

W. Je du lieber Gott! das muß ja ein herzensguter Mann gewesen seyn!

B. Einmal war ich auch bey ihm, gukte seine Bücher an, und sagte: da haben sie ja gar schöne Bücher! Liest er etwa gern? fragte er mich. O ja Ihro Hochwürden, sagte ich, ich bin ein großer Freund von Büchern. Den Augenblick holte er ein Büchelchen heraus, und gab es mir zu lesen. Hernach hat er mir

beständ-

beständig welche geliehen. Das war seine größte Freude, wenn er einen Menschen klüger und besser machen konnte!

(Der Reisende tritt wieder herein, von dem im dritten Gespräche ist geredet worden.)

Reisender. Apropos! Hat er noch von dem Merseburger, von dem ich das letztemal trank?

W. O ja! befehlen Sie welches?

R. So gebe er mir einmal gleich eine Bouteille, und ein Butterbrod!

W. Dortchen geh hin und brings bey!

R. Nu sitzt ihr wieder zusammen und kannegiesert?

B. Ich weiß nicht, was sie Kannegiesern nennen. Wir hatten eben unser Gespräch über den seligen Herrn Zollikofer.

R. Was geht denn euch Zollikofer an?

B. Ich denke wenigstens so viel, als der General Soltikow. Nun wird ja aller Orten, wo man hinkommt, vom General Soltikow gesprochen — warum sollten wir denn nicht von unserm lieben Zollikofer reden, der uns so viel Liebes und Gutes gesagt hat?

R. Das war gar kein Mann für euch. Der predigte ja nur für die Vornehmen und Gelehrten.

B. Mit unter kam doch auch vieles in seinen Predigten vor, daß auch der gemeine Mann verstehen konnte. Wenn Sie gütigst erlauben, so will ich Ihnen doch etwas vorlesen, was ich ihm einmal in seiner Predigt nachgeschrieben habe:

„Sollen nicht alle Menschen denken, wahr und „richtig denken lernen? Sind sie nicht alle eines be„ständigen Fortgangs fähig? Haben sie nicht alle die„selben natürlichen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte? „Kann das, was diese Anlagen ausbildet, was die„se Fähigkeiten und Kräfte entwickelt und übet, böse „und schädlich seyn? Oder, sollen sie nur bey Gelehr„ten, nur bey Menschen von höhern Ständen ausge„bildet, entwickelt, geübt werden? Warum hätten sie „denn dieselben mit allen Menschen gemein?“

Freylich ist das eine andere Sprache, als bey uns Leuten gewöhnlich ist: wenn man aber ein Bischen den Kopf anstrengt, so kann mans doch verstehen. Was meynt er denn dazu Herr Gevatter? versteht ers nicht auch?

W. Nicht so ganz! Das macht aber meine Ohren sind nicht daran gewöhnt. Ich dächte aber, wenn ich ihn ein halb Dutzendmal gehört hätte, so würde es sich gegeben haben.

V. Sehn Sie lieber Herr! Herr **Zollikofer** war auch der Meynung, daß alle Menschen selbst denken sollten.

R. Rede er doch nicht so in den Tag hinein! Stelle er sich doch nur die Leute vor, für welche Zollikofer predigte! das waren Gelehrte, Kaufleute, adeliche, fürstliche Personen! ja die müssen freylich selbst denken, davon ist die Rede nicht! Aber der gemeine Mann, den lasse man in seiner Unwissenheit!

V. Er-

B. Erlauben Sie mir aber hochgeneigt! Herr Zollikofer sagt ausdrücklich: Sollen nicht alle Menschen denken, wahr und richtig denken? und da glaubte ich, ich und mein Gevatter Wirth, gehörten auch mit zu den Allen.

R. Ey, es ist auch nicht alles Evangelium, was Zollikofer gepredigt hat.

B. Darinne haben Sie vollkommen Recht, lieber Herr! Ein Mann, sey so gelehrt und rechtschaffen als er wolle: so ist doch nicht alles Evangelium, was er sagt. Man muß alles prüfen, wie der Apostel sagt: **prüfet alles, und das Gute behaltet!** Aber in diesem Stücke kann ich Herrn Zollikofer doch nicht ablegen. Denn ich mag die Sache ansehen, wie ich will, so bleibts doch immer dabey; wenn der gemeine Mann seinen Verstand nicht brauchen sollte, warum hätte ihm denn der liebe Gott welchen gegeben?

R. Aber närrischer Kerl! wenn alles denken will, wer soll denn das Feld bauen, Schuhe und Kleider machen?

B. Ich glaube, es kann beydes mit einander bestehen.

R. Ja die gelehrten Handwerksleute und Bauern, das sind die rechten! Wenn sie erst gelehrt werden wollen, hernach wollen sie nicht mehr arbeiten, oder machen lüderliche Arbeit, die zu nichts taugt, als daß man sie ihnen vor die Füße wirft.

B. Er-

B. Erlauben Sie mir! Es ist ja die Rede gar nicht davon, daß der gemeine Mann gelehrt werden soll, er soll nur verständig werden. Zwischen verständig und gelehrt, ist aber, nach meiner einfältigen Meynung, ein Unterschied. Ich habe viele verständige Menschen gekannt, die waren nicht gelehrt, und habe auch viele gelehrte Herren gekannt, die waren nicht verständig. Habe ich Recht oder habe ich Unrecht?

R. Das sind ja Sachen, darüber ihr gar nicht urtheilen könnt.

B. Ich will auch darüber nicht urtheilen. Ich sage nur meine Meynung davon. Und da kommt es mir immer so vor, als wenn ein verständiger Handwerksmann oder Bauer, der nachdenken gelernt hat, immer mehr werth sey, als ein unverständiger. Der gemeine Mann, der ohne Nachdenken arbeitet, kommt mir vor, wie eine Oelstampfe.

R. Wie eine Oelstampfe? Das ist ja ein albernes Gleichniß.

B. Ich sage es so, wie es mir, nach meinen einfältigen Gedanken, vorkommt. Wenn ich in eine Oelmühle komme, da lebt alles. Da geht es immer, trippel! trappel! trippel! trappel! Das geht aber nur so lange, als Wasser genug, und Lein- und Rübsaamen da ist. So bald das Wasser, oder der Lein und Rübsaamen fehlt: so stehn die Stampfen alle stille, wie die Mauern.

R. Er will doch wohl nicht, daß die Oelstampfen auch selbst denken sollen?

B. Wenn ihnen der liebe Gott Verstand gegeben hätte, warum das nicht? aber die Oelstampfen sind nur so ein Gleichniß. Ich wollte eigentlich nur sagen, daß ein Mensch, der ohne Nachdenken arbeitet, mir eben so vorkomme, wie eine Oelstampfe. So lange seine Arbeit gesucht wird, geht alles gut. Wenn aber Zeiten kommen, da seine Arbeit nicht geht, da steht er da, wie eine Oelstampfe, weiß sich nicht zu rathen noch zu helfen. Ein anderer hingegen, der Nachdenken gelernt hat, ey, der macht sich daraus nichts, wenn eine Art von Arbeit nicht geht, so ersinnt er eine andere.

Da komme ich eben itzo aus der Ruhl, am Fuße des Thüringerwaldes, und habe bey Meister Stumpfen ein Clavier bestellt. Ja der Mann ist ein bloßer Schreiner. Hätte er sich nicht zum Nachdenken gewöhnt, so könnte er nichts als Laden und Schränke und Särge machen. Wenn nun aber niemand da wäre, der eine Lade, einen Schrank, oder einen Sarg verlangte, da säße er da und büke arme Ritter *). So aber hat er nachgedacht, und ist durch Nachdenken so weit gekommen, daß er itzo Claviere macht?

R. Ein Schreiner? Claviere?

B. Charmante Claviere! Er schickt sie weit und breit umher.

W. Hat

*) Litte Noth.

W. Hat er sein Tobakskôpfchen nicht auch in der Ruhl gekauft?

V. Das wollte ich meynen! Sehen Sie nur einmal, wie schôn es sich raucht! und das haben die Ruhler alles durch Nachdenken heraus gebracht. Eigentlich ist dort eine Messerfabrik. Es war aber einmal eine Zeit, da sie ihre Messer nicht genug absetzen konnten. Hätten sie nun nicht nachgedacht, so hätten sie stille stehen müssen, wie die Oelstampfen. So aber dachten die klügsten unter ihnen nach, ein anderes Geschäfte zu erfinden, und fielen darauf, eine Fabrik von meerschaumnen Tobakskôpfen anzulegen, von der itzo gar viele Menschen ihr Brod haben. Deswegen sage ichs allenthalben, wo ich hinkomme: Leute, was ihr thut — lernt nachdenken! So lange der Mensch nachdenkt, kann er sich immer helfen. Wenn er aber ohne Nachdenken, wie eine Oelstampfe, handelt, so steht er auch stille, wie eine Oelstampfe, sobald das Wasser ausgeht.

R. Hier, Wirth! ist ein Laubthaler! gebe er mir heraus!

V. Da habe ich eine Anzeige, von einem Büchelchen, über die Hindernisse des Selbstdenkens, Wollen Sie etwa darauf pränumeriren? Nicht mehr als einen Gulden.

R. Ich brauche mein Geld itzo nothwendiger. Drey, sechse, neune, zwölfe, funfzehn, achtzehn, ein und zwanzig, vier und zwanzig — ein Thaler! dreye, sechse, neune, und sechs Pfennige! richtig! Adieu!

W. Der scheint auch das Merseburger Bier lieber zu haben, als den Merseburger Verstand.

B. Und räsonirt doch ins Lerchenfeld hinein, daß man glauben sollte, Wunder! wer er wäre!

## Siebentes Gespräch.

Zwischen dem Boten und verschiedenen Personen.

### Ueber die Geburtstäge.

Bote. Nun gebt alle Achtung! sobald er zur Thür hereintrit, so schlägt der Herr Schulmeister auf seinem Claviere und ich auf meiner Zitter an, und wir alle singen: **Froher Tag sehn wir dich wieder** —

Er hat doch nichts gemerkt?

Dortch. Nicht das Geringste.

Christ. Ich habe ihm gesagt, es wäre ein Schaf krank, und habe ihn so in den Schafstall gelockt.

B. Wird er nicht Augen machen! St! er kommt! Herr Schulmeister Achtung!

(Der Wirth tritt herein, alle stimmen folgendes Lied an, der Herr Schulmeister spielt dazu auf dem Claviere, und der Bote auf der Zitter. Da das Lied gesungen ist, trocknet sich der Wirth die Augen.)

Sey gegrüßt mit frohem Liede,
Tag, der ihm das Leben gab,
Heiterkeit und Seelenfriede,
Steig auf ihn, mit dir, herab!

Heitrer lacht uns heut der Morgen,
Schöner sehn die Sonne wir.
Wir sind froh und ohne Sorgen,
Bist du lieber Tag doch hier!

Guter Schöpfer, fröhlich singen,
Wir den Dank, der dir gebührt;
Hast du nicht in allen Dingen,
Unsern Vater treu geführt?
Floß nicht, seit dem ersten Tage,
Der ihm einst sein Daseyn gab,
Segen viel, bey jeder Klage
Hülf und Trost auf ihn herab?

Da er ungewiß noch wankte,
Jeder Schritt noch strauchelnd war;
Da kein Lallen dir noch dankte,
Da schon nahmst du seiner wahr!
Pflegtest, schon im schwächsten Alter,
Seiner mehr als väterlich!
Welcher Dank, o Herr, Erhalter!
Ist wohl groß genug für dich!

Sicher hast du ihn geleitet,
Hieltest ihn mit starker Hand,
Hattest ihm sein Glück bereitet,
Eh sein Herz dich noch gekannt;
Ließest noch mit treuen Sorgen
Für ihn niemals, niemals ab.
Sorgest heute, sorgest morgen,
Und versorgst ihn bis ins Grab.

Giebst du ihm ein langes Leben,
Oder einen frühen Tod;
Willst du ihm viel Freude geben,
Oder giebst du Kreuz und Noth:

Wie du willst, von deinen Händen
Nimmt er alles dankend an;
Endlich wirst du alles wenden,
Besser als ers wünschen kann.

Nimm dann, Vater, sein Versprechen
Eines neuen Wandels an.
Seine Treue nie zu brechen
Lobt er heut aufs neue an:
Dir sein ganzes Herz zu geben,
Dir zu dienen bis ins Grab
Immer dir getreu zu leben,
Dir, der ihm sein Leben gab!

W. Macht ihr nicht Streiche! ihr habt mich wirklich weich gemacht! ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Ich danke tausendmal!

Alle. Glück zum Geburtstage! erlebt ihn noch vielmal, und allemal gesund und vergnügt.

W. Wie Gott will! Vielleicht ist es der letzte, den ich erlebe.

B. Wie Gott will! dann ist alles gut!

Christ. Da lieber Vater, bringe ich euch eine Schüssel voll von den Kartoffeln, die auf dem wüsten Grunde gewachsen sind, den ich voriges Jahr umhackte.

Dortch. Da schenke ich euch ein Paar Zwirnstrümpfe, die ich für euch strickte. Ich wollte wollene stricken, der Bote meynte aber, die Zwirnstrümpfe wären zuträglicher für die Gesundheit.

W. Ja der hält immer mehr auf Kälte als Wärme.

Schwie-

Schwiegers. Und ich bringe euch ein halb Duzzend Hemden. Den Lein dazu habe ich gesäet, wir alle haben den Flachs zubereitet, meine Marie hat ihn gesponnen, ich habe ihn gewebt, und meine Frau hat das Tuch gebleicht und die Hemden gemacht.

Aelt. Tochter. Und ich bringe euch einen Geburtstagskuchen. Es sind gerade so viel Eyer darinne, als ihr Jahre alt seyd.

W. Macht ihr mir nicht Freude! Und wenn ihr mir viel Geld gebracht hättet, so würde ich mich nicht so sehr darüber gefreuet haben! Das alles kommt von eurem Fleiße her! Nun ihr seyd alle recht gute Kinder! ich will auch wirklich ein recht guter Vater seyn, und für euch thun, was Menschenkräfte vermögen.

B. Ich komme mit meinem Geburtstagsgeschenke am schlechtesten weg. Bey mir arbeiten nur die Beine, aber nicht die Hände; ich habe ihm also nichts von meiner Händearbeit liefern können. Bestellt hatte ich für ihn etwas, es ist aber nicht fertig geworden. Daß ich aber doch etwas nur gebe, so bringe ich ihm aus der Ruhl einen meerschaumen Tabaksköpfchen mit.

Schulm. Und ich gebe ihm dieß Büchelchen.

W. Wie heißt es denn?

Schulm. Lese er selbst! Christs Bienenkatechismus. In diesem Buche steht das ganze Geheimniß, wodurch ich zeither so viel Wachs und Honig erhalten habe. Da ich nun weiß, daß er seinen Gefallen an den Bienen hat —

W. Ja den habe ich dran! und wenn ich noch so verdrüßlich bin, und komme an das Bienenhaus, so lacht mir das Herz im Leibe.

B. Nu! ich habe auch Bienen, das Buch möchte ich auch haben! wo ist es denn zu bekommen?

Schulm. Bey Herrn **Fleischer** zu Frankfurt am Mayn.

W. Nun! das ist mir doch ein recht vergnügter Tag! diese Freude habe ich mir diese Nacht nicht träumen lassen. Dortchen! schneide doch den Kuchen an und lege einem jeden ein Stück davon vor! wir müssen ihm doch sein Recht anthun.

Lieber Gott, was ist doch das menschliche Leben! Es kommt mir vor, als wenn es erst etliche Monate wären, daß ich auf unsrer Wiese, als ein junger Bursch, den Ball schlug, und nun habe ich schon so große Kinder, bin Großvater, habe graue Haare!

B. Das ist ein gutes Zeichen, daß ihm sein Leben so geschwinde vergangen ist!

W. Wie versteht er das?

B. Das will ich ihm erklären. Dem Faullenzer wird die Zeit immer lange, dem Fleißigen geht sie unter den Händen weg, er weiß selbst nicht wie. Wenn ihm also sein Leben kurz scheint, so ist es ein Zeichen, daß er sehr fleißig gewesen ist.

W. Nun Gott Lob und Dank! das bin ich gewesen. Wer mich kennt, der kann es mir nicht anders nachreden, als daß ich es mir rechtschaffen sauer in der

Welt

Welt habe werden lassen. Wenn ich es aber nun bey Lichte besehe, was habe ich denn davon? Es trifft noch immer ein: **da ist nichts als Sorge, Mühe, Furcht und zuletzt — der Tod.**

B. Das ist wohl alles wahr. Ich denke aber immer, wenn man auf der Welt **viel Gutes lernt, und viel Gutes thut:** so hat man nicht umsonst gelebt. Hat er nicht viel Gutes gelernt?

W. Ich wüßte von nichts. Ich lebe noch immer nach meiner Einfalt fort.

B. Also weiß er nicht mehr, als er damals wußte, da er, als ein junger Bursch, den Ball schlug?

W. Das will ich nun eben nicht sagen. Dazumal war ich ein leichtfertiger Finke, und machte manchen dummen Streich; itzo denke ich doch eher über eine Sache nach! und handele nach Ueberlegung.

B. Nun da hat er doch wirklich nicht umsonst gelebt. Sonst soll er auch sehr hitzig gewesen seyn.

W. Ja wohl war ich ein Kollerkopf. Alles mußte ich ausfechten, und hatte immer nichts als Zank, Verdruß und Aergerniß. Itzo habe ich mir die Hörner abgestoßen *). Wenn nun der Koller in den Kopf kommt, so kann ich doch eher Herr drüber werden, und, anstatt zu zanken und zu keifen, geb ich lieber ein gutes Wort, und befinde mich besser dabey.

B. Also hat er nicht umsonst gelebt! Gutes hat er doch wohl auch gestiftet?

 W. Das

*) Bin sanftmüthiger geworden.

W. Das ich nicht wüßte! was will denn unser eines eben Gutes thun können?

B. Gar nichts Gutes? hat er nicht seinem Schwiegersohne eine brave Frau erzogen?

Schwiegers. Eine herzensgute Frau! ich danke tausendmal dafür!

B. Ist sein Dortchen nicht so gut eingeschlagen, daß sie einen braven Mann bekommt?

Dortch. Einen herzensguten Mann! und bleiben so viele Mädchen sitzen, die zehnmal mehr Geld haben als ich.

B. Und der Christian ist doch auch ein guter Junge. Ich traue es ihm zu, daß er einmal ein braver Kerl werden wird.

Christ. Da, Vater, habt ihr meine Hand darauf! ich will ein braver Kerl werden! ich will mein möglichstes thun, daß ihr keine Schande an mir erleben sollt! und will euch beystehen, wie ich kann und weiß.

B. So gut hat er seine Kinder erzogen? er hat nicht umsonst gelebt!

Dortch. Und das ist doch auch was Gutes, Vater, daß ihr dafür gesorgt habt, daß der Damm, wo sonst die Fuhrleute immer liegen blieben, und Ach und Weh schrieen, ist gemacht worden.

Schulm. Und das ist doch auch wohl was Gutes, daß er seine Wirthschaft so gut führt, daß der Reisende hier allemal seine gute Wartung und Pflege findet.

Dortch. Und daß ihr die Leute nicht übertheuert, und den armen Leuten lieber etwas zugebt, als abnehmt! wie viel tausend Gottes Lohn habt ihr nicht schon gewünscht bekommen!

(Heinrich, ein Nachbar, der hereintritt)

Nu was giebts denn da?

V. Wir feyern unsers lieben Wirths Geburtstag.

Heinr. So? und habt mich nicht dazu rufen lassen, ist das auch recht? bin ich nicht auch sein Kind?

W. Du mein Kind?

Heinr. Je das wollte ich meynen. Habt ihr mich nicht als einen armen Waysen zu euch genommen und groß gezogen? Wer weiß auf welchem Misthaufen ich gestorben wäre, wenn ihr euch nicht meiner erbarmt hättet? habt ihr mir nicht meine Hochzeit ausgerichtet? und ich sollte nicht euer Kind seyn? Wenn ihr mich nicht Kind nennen wollt, so will ich euch doch, so lange meine Augen offen stehen, Vater nennen.

V. Sieht er, Herr Gevatter! er hat nicht umsonst gelebt! Es wird ihm eine herzliche Freude seyn, wenn er von der Erde abreist, und denkt an das Gute, daß er hier gelernt und gestiftet hat!

W. Ich habe ja weiter nichts gethan, als was christlich ist.

# Achtes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirth.

## Ueber das Geistercitiren.

Wirth. Was giebts guts Neues?

Bote. Das allerneueste, das ich ihm sagen kann, ist, daß ich ihm nun bald mehrere Nachrichten werde erzählen können. Bisher wußte ich von nichts zu schwatzen, als von dem, was auf der Erde vor sich gieng, nun denke ich aber, sollen bald Posten nach dem Himmel und nach der Hölle angelegt werden, durch die wir alle Wochen so genaue Nachrichten von dort haben können, als wir bisher aus Wien und Constantinopel hatten.

W. Ich glaube, er schwazt aus der Nachtmütze*), oder will mich zum Narren haben.

B. Nein ohne Spaß. Da sind in Rübenstadt, ein paar fremde Männer angekommen, die kommandiren die Geister, wie der General Laudon seine Soldaten. Wer Lust hat, einen alten verstorbenen guten Freund wieder zu sehen, oder einen berühmten Mann aus den vorigen Zeiten kennen zu lernen, der braucht es nur bey diesen Leuten zu bestellen, die bringen ihn bey, er mag stecken, wo er will.

W. Je das wäre der Guckguck!

B. Im

*) träumt.

B. Im Anfange haben es die Bürger nicht glauben wollen, und haben darüber gelacht, aber itzo pfeifen sie aus einem andern Tone. Da sind Dinge geschehen, Herr Gevatter, daß einem die Haare zu Berge stehen, wenn man nur davon sprechen hört. Leute, die vor vielen Jahren gelebt haben, haben sich wieder sehen lassen; Menschen, die alle Leute gekannt und gesprochen haben, sind wieder gekommen, haben sich hingestellt, wie sie leibten und lebten! Der Herr Superintendent, der vor ein paar Jahren von der Erde gieng, den er gar wohl wird gekannt haben —

W. Je ich werde ihn ja gekannt haben, er war ja ein weitläuftiger Anverwandter von meiner seeligen Frau.

B. Nun sieht er! der hat sich wieder gezeigt, natürlich so, wie er vor dem Altar stund, mit einer Peruque, langen Priesterrocke, und mit der Bibel in der Hand!

W. Je daß Gott tausend im Himmel erbarme! läuft es mir doch eiskalt über den Leib! Wenn nur der Böse, Gott sey bey uns! nicht dabey sein Spiel hat.

B. Das weiß ich nicht! ich habe es nicht gesehen, und kann darüber nicht urtheilen. Wahr ists aber, es sind nicht bloß gemeine Leute, die es mit angesehen haben, die Rathsherren sind dabey gewesen, und haben es untersucht-

W. Was hats denn aber für eine Bewandtniß damit? erzähle er mir doch etwas davon! ich habe

mein Lebtage so viel von Gespenstern und Erscheinungen gehört, und habe immer gewünscht, auf den rechten Grund, und das Fundament zu kommen.

B. Ich auch. Ich habe mir immer gewünscht, nur einmal einen kennen zu lernen, der sich aufs Citiren verstünde, nun ist mein Wunsch erfüllt. Die Leute können mehr als Brod essen.

W. Ich hätte doch, meiner Treue! selbst Lust, einmal dabey zu seyn. Meine selige Frau, möchte ich doch gar zu gerne noch einmal sehen.

B. Die soll er gewiß zu sehen bekommen! Itzo will ich ihm nur erzählen, was gestern Abend vorgefallen ist. Die fremden Männer machten es bekannt, wer Geister sehen wollte, der sollte sich des Abends um zehn Uhr auf dem Tanzsaale, in der blauen Forelle, einfinden, und einen Gulden mitbringen.

W. Nun, den wendete ich allenfalls noch an!

B. Gegen dreyßig Personen kamen zusammen. Da sie alle da waren: fragte der eine Geistercitirer, wen die Gesellschaft zu sehen wünschte? Keiner hatte die Courage, etwas zu sagen. Endlich sagte der Bürgermeister: ich wünschte, Doktor Luthern zu sehen. Gut, sagte der Geisterbeschwörer, sehen sollen Sie ihn, aber — lieben Freunde! Seyn Sie auf ihrer Hut! so bald ich meine Beschwörungen anfange, so geräth das ganze Geisterreich in Bewegung. Und mit Geistern zu thun zu haben, ist kein Scherz! Ich weiß wohl hundert Exempel von Leuten, denen die Geister

das Lebenslicht ausbliesen. Treten Sie in diesen Kreis! so lange Sie darinne bleiben, kann ihnen der Satan selbst nicht schaden, der freylich bey solchen Gelegenheiten sein Spiel hat. Treten Sie aber nur einen Strohhalm breit außer dem Kreise, so steh ich für nichts, und kann Sie nicht schützen.

Darauf traten alle in einen Kreis, der mit allerley Zeichen und Worten, aus der Arabischen und Hebräischen Sprache, beschrieben war. In der Mitte stund ein Crucifix, zwey brennende Wachskerzen, und ein Todtenkopf. Nun fielen alle auf die Knie, und der Beschwörer betete: **Gott der Vater wohn uns bey.**

W. Das ist mir doch lieb, daß er gebetet hat! da muß er doch mit dem Bösen nichts zu thun haben.

B. Da das Gebet zu Ende ist, legt der Beschwörer die rechte Hand auf das Crucifix, die linke auf den Todtenkopf, und murmelt Sachen her, die kein Mensch versteht. Auf einmal wird ein Rumoren, es fängt an zu donnern, die Leute sind des Todes, manche fallen gar in Ohnmacht, und nun springt die Thüre auf, und Doctor Luther steht da in Lebensgröße!

W. Das Gott in deine Hände! ich weiß nicht, ob ich das aushalten könnte.

B. Mir pfiffen selbst alle Haare auf dem Kopfe, da mirs der Herr Stadtschreiber erzählte. Ich wills aber doch einmal wagen. Das nächstemal will ich ihm davon weitere Nachricht geben!

# Neuntes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber die Türken.

Wirth. Nun was passirt Neues im Himmel und in der Hölle?

B. Heute kann ich ihm noch keine Nachricht daher bringen.

W. Und über acht Tage vermuthlich auch nicht, ich dachte es ja wohl, daß es eine Schwalke seyn würde!

B. Oho trag er nur keine Sorge! über acht Tage will ich ihm Sachen erzählen, daß er Maul und Nase aufsperren soll! Vorgestern hat der Pascha erscheinen müssen, dem der türkische Kaiser den Kopf hat abschlagen lassen. Mehr als funfzig Leute haben ihn gesehen.

W. Ist er es denn auch wirklich gewesen?

B. Er wirds ja gewesen seyn! er hat den Kopf unter dem Arme gehabt, der noch überall voll Blut gewesen ist, hat einen großen Schnurbart, und einen türkischen Bund auf dem Kopfe gehabt, gerade so wie ihn die Türken tragen.

W. Wenn das freylich ist, so muß es wohl wahr seyn. Aber warum ist er denn nicht bey gegangen? Vermuthlich hats an Courage gefehlt?

B. Was

B. Was das anbelangt, so glaube ich noch immer so viel Courage, als ein anderer zu haben. Die Geisterbanner waren aber gerade nach Hohlstadt; diese Woche kommen sie wieder zurück, und da muß ich einmal einen Geist sehen, es koste was es wolle.

W. Nun, wenn er nichts vom Himmel und von der Hölle weiß, so erzähle er mir etwas von den Türken!

Czernowitz, den 20sten Februar. Nun ist die ganze Armee vorgerückt. Die Patroullen gehen beständig, so wie auch bey den Türken. Am 12ten wurden aus Chotzim alle daselbst seßhaften Armenier (das sind Christen) und Juden, auf Befehl des dortigen Pascha durch die Arnauten mit bloßem Säbel fortgejagt, ohne nur das geringste von ihren Habseligkeiten mitnehmen zu dürfen, worauf diese Unglücklichen sich nach Polen begaben, und nichts weiter als ihren Jammer mitbrachten.

W. Ich wollte daß der Henker die Türken mit einander hohlte! Wenn ich noch ein junger Kerl wäre, meiner Treue ich ließ mich unter die Kaiserlichen anwerben! Das sollte meine größte Freude seyn, wenn ich die Schurken, die Türken recht zusammen hauen könnte!

B. Nur nicht so hitzig, Herr Gevatter! Die Türken sind doch auch Menschen!

W. Menschen wohl; aber was denn für Menschen? Spitzbuben! Mordbrenner! die Kerls sind

nichts

nichts bessers werth, als daß man ihnen eine Kugel vor dem Kopf schießt.

B. Was können denn aber die armen Leute dazu, daß sie so barbarisch sind? Sie sind in der Jugend zu nichts bessern angeführt worden. Wenn die Türken so gute Schulen, und so gute Prediger hätten, als wie wir: so würden sie auch wohl bessere Leute seyn. Und wenn unsere Leute so wild, wie die Türken, aufwüchsen, so würden sie eben solche Wütriche werden. Und alle Türken, darf man auch nicht in eine Brühe werfen. Es giebt doch auch manchen braven Mann unter ihnen.

W. Ich habe es Zeit meines Lebens gehört, der Türke ist ein **Bluthund**!

B. Da will ich ihm nur eine Geschichte erzählen, von einem Türken, der kein Bluthund war.

Vor etlichen hundert Jahren wollten die Christen absolut, den Türken das gelobte Land wieder abnehmen. Da zogen sie zu Millionen aus, um das gelobte Land zu erobern. Diese Züge hießen Kreuzzüge!

W. Das war brav! wenn ich dazumal gelebt hätte, ich wäre meiner Treue auch mit gegangen! Da hätte ich doch mit der Manier Jerusalem auch zu sehen bekommen.

B. Und da lebte ein König von England, ich glaube er hieß Eduard der erste, der dachte eben so wie er, Herr Gevatter, der zog auch mit ins gelobte Land, und belagerte da die Stadt **Jaffa**. Da er

nun so belagerte; kam einmal sein Kammerdiener in sein Zelt, und sagte, es wäre ein Türke da, der wollte gern ein Christ werden. Der König ließ ihn herein kommen. Sobald der Kerl aber mit dem Könige allein war, zog er einen Dolch vor, gab ihm einen Stich in die Brust, und lief fort, so weit ihn seine Beine tragen wollten.

W. Sieht er? ach man traue nur einem Türken nicht! der ist ein Bluthund, und weiter nichts!

B. Hör er nur weiter! Was hatte der König zu thun? er ließ sogleich seinen Leibarzt holen, der untersuchte die Wunde, zuckte die Achsel, und sagte, er müsse sterben, wenn sich nicht jemand fände, der ihm das Gift aus der Wunde saugte, dazu hatte aber niemand Lust! Der König wurde alle Augenblicke schwächer, und kam am Ende ganz von seinen Sinnen. Da er nun nicht mehr von sich selber wußte, schlich sich seine Gemahlin bey, und sog ihm das Gift aus der Wunde.

W. Das mußte eine kreutzbrave Frau seyn! dazu hätte sich meine selige Frau doch nicht verstanden.

B. Es währte nicht lange, so kam der König wieder zu sich selbst, und war gesund. Die erste Frage, die er that, war die: wo ist meine Gemahlin? laßt sie herbey kommen! Der Kammerdiener weinte, und sagte, sie läge in den letzten Zügen, weil sie das Gift aus seiner Wunde gesogen hätte. Da wollte sich der König alle Haare aus dem Kopfe raufen.

W. Das glaube ich selbst! So eine Frau bekommt man nicht alle Tage.

B. Da er nun ganz trostlos war, ließ sich ein Fremder anmelden. Der König trauete dem Landfrieden nicht, und wollte ihn nicht vor sich lassen, da er aber darauf bestund, er sollte und müßte ihn sprechen, so ließ er ihn hereinkommen, und fragte: wer bist du? Ich bin, antwortete er, Selim, der Kommendant von Jaffa. Du? Selim? sagte der König, der Schurke, der Meuchelmörder dingt, um mich zu ermorden? Ich habe keinen Meuchelmörder gedungen, antwortete Selim, wenn es schlechte Kerls unter meinen Leuten giebt, so bin ich daran unschuldig. Was wolltest du unschuldig seyn! sagte der König, den Augenblick gehe mir aus den Augen! Ich gehe, antwortete Selim, du sollst es aber bald erfahren, daß Selim ein braver Mann sey. Da Selim weggegangen war, jammerte der König wieder über den Verlust seiner Gemahlin, und ärgerte sich am Ende, daß er den Selim hatte entwischen, und nicht sogleich bey den Beinen aufhängen lassen. Auf einmal trat seine Gemahlin herein, und Selim führte sie am Arme. Der König war vor Freuden außer sich, sprang auf, fiel seiner Gemahlin um den Hals, herzte und küßte sie, und sagte: wer ist der brave Mann, der dir dein Leben gerettet hat? Die Königin schluchzte, holte das Schnupftuch heraus und wischte die Thränen aus den Augen, hernach sagte sie: das solltest du wohl nicht errathen!

Hier! Selim, den du belagerst, der hat mein Leben gerettet! Mit Lebensgefahr hat er sich durch unsere Armee geschlichen, und hat mir ein Gegengift gebracht, das mir sogleich meine Gesundheit wieder verschafft hat. Nun? was meynt er, Herr Gevatter! sind noch alle Türken Bluthunde?

W. Auf die Art freylich nicht.

B. Und wenn er König Eduard gewesen wäre, was hätte er wohl gethan?

W. Meiner Treue, ich hätte dem Selim das Hemde vom Leibe gegeben, und wäre den Augenblick wieder nach Hause marschirt.

B. Er denkt doch gerade, wie König Eduard, denn der that das Letzte auch!

## Zehentes Gespräch.

### Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber das Geistercitiren.

Bote. Nun, denk ich, soll das Postwesen in die Geisterwelt bald in Ordnung seyn. Heute kann ich ihm schon etwas wichtiges daher erzählen.

W. Im Ernste? Hat er etwas gesehen?

B. Das wollte ich meynen. Da ich nach Räbenstedt kam, war meine erste Frage, ob heute Geister citirt würden? Allerdings, sagte man, gegen zehn Uhr

wird es losgehen. Den Augenblick gieng ich zu dem Geisterbeschwörer, und bezahlte ihm meinen Gulden. Sobald die Glocke zehn schlug, wurden wir in den Saal gelassen, wo die Comödie vor sich gehen sollte. Es war da ein großer Kreis gemacht, mit einer Menge Characteren, Kreuzern, Schlangen, Todtenköpfen, Hebräischen Worten, u. d. gl. bemahlt. In der Mitte des Kreises war ein Tisch gestellt, auf dem ein Crucifix und ein Todtenkopf stunden, und zwey weiße Wachslichter ganz dunkel brannten.

Nun brachte der Geisterbanner eine Kohlpfanne, warf Räucherpulver drauf, und beräucherte uns alle. Hernach mußten wir in den Kreis treten, die mehresten zitterten schon wie ein Espenlaub, und mir war selbst nicht wohl zu Muthe. Da er aber anfieng zu erzählen, wie gefährlich das Geisterbannen sey, wie viele Menschen schon dabey ihren Tod gefunden hätten, und daß er uns vor dem bösen Feinde nicht schützen könnte, wenn wir nur einen Fingerbreit aus dem Kreise träten, fiel allen der Muth ganz und gar.

An mir, sagte der Beschwörer, soll es nicht fehlen, durch meine Schuld soll keinem ein Haar gekrümmet werden; und nun gab er jedem von uns 2 Gläser voll Punsch, daß wir Courage kriegen sollten.

W. Was ist denn das? Punsch?

B. Es ist ein Getränk, das von warmen Wasser, Citronen und Brandewein, gemacht wird. Da wir das getrunken hatten, kniete er nieder und betete,

her-

hernach fragte er uns, wen er herbey bringen solle? Der Bürgermeister sagte ihm ganz leise in das Ohr, den Kaiser Augustus!

Nun gieng das eigentliche Citiren an! Er las aus einem Buche etwas vor, davon kein Mensch ein Wort verstund, drehte sich bald nach der, bald nach jener Ecke, kniete nieder, stund wieder auf und machte eine Menge Ceremonien, die ich ihm unmöglich alle erzählen kann.

W. Ich will nur sehen, wo das Ding am Ende hinaus will!

B. Er soll es gleich erfahren. Unter dem Lesen entstund im Hause, ein solcher Spektakel und Lärmen, daß uns alle Haare zu Berge stunden. Bald donnerte es über unsern Köpfen hin, bald rasselte es vor der Thür mit Ketten, bald klopfte es an. Einmal war die ganze Stube voll Feuer — am Ende rief eins im Nebenzimmer: ich sehe einen **Geist herauf steigen, er trägt ein prächtiges Kleid, auf seinem Kopfe hat er eine Krone — es ist ein Kaiser — es ist der Kaiser Augustus!** Auf einmal sprang die Thüre auf, und da stand der Kaiser Augustus, wie er leibte und lebte!

W. Ey ihr Leute, hört man nicht Dinge!

B. Ja wohl! ja wohl! mir kam nun der Gedanke in den Kopf, die ganze Comödie möchte wohl Betrügerey seyn, und kriegte den Einfall, ich wollte aus dem Kreise springen, und untersuchen, was es

doch mit dem Kaiser Augustus eigentlich für ein Bewandniß habe.

W. Herr Gevatter! der Henker wird ihn doch nicht reuten?

B. Kurz ich faßte mir ein Herz, sprang aus dem Kreise heraus, in die Kammer hinein, griff dem Kaiser Augustus nach der Kehle — aber — ich griff nichts, griff durch den Kaiser weg, und erschrak darüber so arg, daß ich in Ohnmacht fiel!

W. Da hat ers! ich dachte ja wohl, daß es so gehen würde. Mit solchen Sachen ist nicht zu spasen.

B. Wie es weiter mit mir zugieng, weiß ich nicht. Da ich wieder zu mir selber kam, stunden viele Leute um mich her, hielten mir Spiritus unter die Nase, und der Geisterbanner hielt mir eine lange Strafpredigt, für meine Verwegenheit. Der Satan, sagte er, hielt ihn ja schon in seinen Krallen, und wenn ich nicht den Augenblick ihn beschworen hätte, so hätte er ihm das Genicke gebrochen.

Ich gieng tiefsinnig in mein Quartier, und konnte die Nacht hindurch kein Auge zu thun. Immer stund der Kaiser Augustus vor mir. Am Ende fiel mir es ein, daß er eine Perüque aufgehabt hatte. Vor tausend Guckguck, dachte ich, das ist doch Betrügerey und weiter nichts. Denn, wenn das wirklich der Kaiser Augustus gewesen wäre, wo hätte er denn die Perüque hergekriegt? zu seiner Zeit waren ja noch keinen Perüquen Mode!

So-

Sobald der Himmel grauete, gieng ich bey den Herrn Stadtschreiber, und sagte ihm meine Bedenklichkeiten. Er gab mir recht, und wir wurden eins, daß wir des Abends noch einmal zusehen, und die Sache untersuchen wollten. Daß mich der Geisterbanner nicht erkennen möchte, mußte ich mich verkleiden, und eine Perûque aufsetzen.

W. Eine Perûque? ich möchte ihn doch gesehen haben, wie er sich darinne ausgenommen hätte!

B. Gar artig! Genug um die bestimmte Stunde waren wir wieder da, wir ließen des Stadtschreibers Mutter citiren, und es gieng alles wieder wie vorigen Abend. Sobald aber die Thür sich aufthat und der Geist sich zeigete, thaten der Stadtschreiber und ich ein Paar Sprünge nach dem Geiste zu, sahen uns im ganzen Zimmer um, und da entdeckten wir die ganze Bescheerung.

W. Nu? was war es denn?

B. Weiter nichts als eine Laterna Magica.

W. So ein Schattenspiel an der Wand, wie die Italiener herumtragen?

B. Weiter gar nichts.

W. Dächte man doch nicht, daß es möglich wäre! ich habe so vielmal Schattenspieler logirt, und habe ihre Gaukeleyen mit angesehen. Zeit meines Lebens ist mirs aber nicht in den Sinn gekommen, die Bilderchen an der Wand vor Geister zu halten. Sag er mir nur, wie es möglich ist, daß sich so viele kluge

Leute bey der Nase haben können herum führen lassen?

B. Wenn freylich der Schattenspieler seine Laterna Magica sehen läßt, und sagt es vorher: Heda! schön Schattenspiel an der Wand! je da sehen es die Kinder mit an, ohne sich zu fürchten. Aber so war es ja da nicht. Es wurde uns nicht gesagt, daß wir Schattenspiel an der Wand, sondern, daß wir Geister sehen sollten. Der Schurke, der Taschenspieler, wußte uns so in das Bockshorn zu jagen, daß wir schon zitterten und bebten, ehe wir etwas sahen. Er that so ängstlich, daß allen die Haare zu Berge stunden, erzählte eine Menge Historien von dem Unglücke, das der Böse, bey dergleichen Gelegenheiten, angerichtet hätte, daß einem hören und sehen vergieng. Nun fieng er an zu räuchern, der liebe Gott weiß womit, und gab uns Punsch zu trinken, dadurch wurden wir noch verwirrter im Kopfe gemacht. Das war aber noch nicht genug, nun fieng er die Beschwörung an, und es war als wenn auf einmal Himmel und Erde in Bewegung käme. Da donnerte, dort blitzte es, einmal rasselte es, das anderemal wollte es zur Thür herein. Herr Gevatter! er weiß es, daß ich nicht furchtsam bin, aber das erstemal, das ich dabey war, hörte und sahe ich doch nicht mehr recht. Wenn mein Nachbar an mich stieß, fuhr ich schon zusammen, und dachte der Böse hätte mich bey dem Erpel. Wenn der Mensch erst einmal so weit gebracht ist, daß er nichtmehr recht

hört und sieht, und steif und feste glaubt, daß bald da, bald dort ein Geist sich zeigen werde, so kann man ihm auch weis machen, was man will.

W. Ja wenn die Sache so ist.

B. So ist sie aber! Und nun muß ich ihm noch dieß sagen, das Bild präsentirte sich nicht etwa an der Wand, sondern schwebte in freyer Luft, wankte hin und her, und machte allerley Bewegungen, natürlich, wie wenn ein Mensch da stünde.

W. Vor tausend Guckguck! wie soll denn das zu gehn, daß ein Bild in freyer Luft spielen soll?

B. Das will ich ihm sagen. Der Taschenspieler hatte einen Rauch gemacht, der wie eine Säule in die Höhe stieg. In diesem schwebte nun das Bild, und zappelte und wappelte hin und her.

W. Je der Galgenstrick!

B. Und er darf gar nicht glauben, Herr Gevatter, als wenn das den Bürgern in Rübenstedt, allein so gegangen wäre. In Dresden und in Leipzig haben sich gar viele vornehme und gelehrte Leute, vor etlichen Jahren, durch einen Taschenspieler eben so anführen lassen.

W. Aha! itzt hilft er mir auf die Spur, hieß der Mann nicht Schröpfer?

B. Ja! ja! so hieß er. Und fast alle, die bey seinen Taschenspielereyen gewesen waren, schwuren Stein und Bein darauf, daß sie Geister gesehen hätten.

W. Je nu! damit war es doch so wie es war! Die Meßleute, die bey mir logierten, haben mannigmal so ein Wort darüber fallen lassen, das mich stutzig gemacht hat. Das glaube ich wohl, daß man den Augen ein Blendwerk vormachen kann. Aber dort sollen ja die Geister gesprochen haben! wie geht denn das zu Herr Gevatter? Und wenn er mir Adam und Even, den Kasten Noah und alles mögliche an die Wand mahlen läßt, so sprechen doch die Bilder Zeit meines Lebens nicht.

B. Das glaube ich auch nicht.

W. Aber die Figuren, die Schröpfer citirte, die sprachen doch?

B. Freylich sprachen sie. Hat er eine Gießkanne bey der Hand?

W. Vor der Stubenthüre steht eine. Was will er denn damit machen?

(Der Bote geht ab, hält die Gießkanne zur Thür herein, und ruft durch die Röhre: was willst du von mir haben?)

W. Ha! ha! ha! Herr Gevatter, ich kenne ihn schon!

B. Wenn er nun aber nicht gewußt, wer durch die Röhre gesprochen hätte, würde er wohl geglaubt haben, daß ich es wäre?

W. Das wohl nicht! Die Stimme klang zu hohl! aber ich müßte doch verrückt im Kopfe gewesen

seyn,

seyn, wenn ich geglaubt hätte, daß es nicht von rechten Dingen zugienge, ich sahe ja die Gießkanne.

B. Man kann aber auch eine Röhre, ohne Gießkanne, durch die Wand machen, kann sie verbergen und aus dem Nebenzimmer sprechen, und so die Leute begaukeln.

W. Da möchte ich doch wissen, wie er das anfangen wollte!

B. Darüber könnte ich ihm noch vieles sagen. Aber ich bin ja kein Taschenspieler, und kenne freylich nicht alle Künste, die dergleichen Leute zu gebrauchen pflegen. Bey einer andern Gelegenheit will ich ihm einige Taschenspielerstückchen erklären.

## Eilftes Gespräch.

Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber das Hochzeitmachen.

Bote. Nu? ich glaube, er legt gar den Kopf in die Hand?

W. Ich habe es wohl Ursache. Ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt.

B. Und wo drückt er ihn denn?

W. Es trifft bey mir auch ein: Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen.

B. Mit

B. Mit seinen Sprüchwörtern da! Sie sind gemeiniglich nur halb wahr. Ja wenn freylich größre Kinder aus der Art schlagen, da mag es wohl große Sorgen geben, das will ich gar nicht in Abrede seyn*). Wenn aber die Kinder gut einschlagen, so sehe ich doch wirklich nicht ein, was sie für Sorgen machen sollten. Je größer sie werden, desto mehr Verstand und Stärke bekommen sie ja, können sich selbst helfen und sagen, wo ihnen etwas fehlt. Wenn die Kinder klein und unverständig sind, man sie nicht aus den Augen lassen darf und, wenn sie krank werden, sie nicht sagen können, wo es ihnen fehlt — das macht Sorgen, Herr Gevatter!

W. Die habe ich alle erfahren! Aber, wenn man eine Hochzeit ausrichten soll — da stehen einem die Haare zu Berge — und in dem Falle bin ich jetzt. Nächstens wird meine Tochter aufgeboten, es wäre schon an Ostern geschehen, wenn ich es nicht hintertrieben hätte; da kosts Geld. Glaube er mir, eine Hochzeit auszurichten, ist kein Kirschlecken **).

B. Es kömmt alles drauf an, wie mans anfängt. Sage er mir doch einmal die Ausgaben her, wozu das viele Geld nöthig ist.

W. Da ist erstlich der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeister, die wollen ihr Accidens haben.

B. Und das von Rechtswegen. Die Leute sagen ja das Jahr lang den Alten und Jungen so viel Gutes,

*) Leugnen. **) Kleinigkeit.

tes, und haben gemeiniglich so wenig Einnahme, daß es Sünde wäre, sie zu verkürzen*). Das wird auch kein Land kosten.

W. Ja das weiß ich wohl und gebe es vom Grunde meiner Seele gerne, aber das ist das Geringste, das ist weiter nichts, als die Petersilie aufs Kraut**). Nun kömmt der Hochzeitbitter —

B. Der Hochzeitbitter? Bittet denn sein Schwiegersohn die Hochzeitgäste nicht selbst?

W. Je warum denn nicht gar? das habe ich doch mein Lebtag noch nicht gehört. Der Bräutigam sollte die Hochzeitgäste selbst bitten?

B. Und warum denn nicht? ich dächte das wäre das natürlichste, daß der Bräutigam umher gienge und sagte: Vetter Hans, oder Vetter Kunz, auf den nächsten Sonntag habe ich Hochzeit; Ihr seyd ja immer ein guter Freund von mir gewesen, so seyd doch so gut, und kömmt auf meinen Ehrentag, und nehmt vorlieb, mit dem, was der liebe Gott bescheert.

W. Das Ding läßt sich hören. Aber es ist nun einmal so Mode, daß man einen Hochzeitbitter haben muß.

B. Lieber Herr Gevatter! wenn er die Mode mitmachen will, so scheide ich von der Sache***)! Es ist

*) Ihnen etwas abziehen.

**) An manchen Thüringischen Orten pflegt man ein Gerichte Sauerkraut und Schweinefleisch, ehe es auf den Tisch kömmt, mit Petersilie zu bestrenen.

***) Ich will nichts damit zu thun haben.

ist auch Mode, daß die Leute bankerout machen. Wer eine Mode mitmacht, darf sich von der andern auch nicht ausschließen. Ich denke immer ein ehrlicher Mann macht es immer so, wie es das Christenthum und der gesunde Menschenverstand haben will, und läßt Mode, Mode seyn. Es steht ja in der Bibel: stellt euch nicht dieser Welt gleich! Unser Herr Pfarrer meynte, es wäre das eben so viel, als wenn es hieße: macht nicht alle Moden mit!

W. Wenn ich denn nun auch da einen Pflock zurück steckte und gäbe nach, und perschwadirte meinen Tochtermann, daß er die Hochzeitgäste selbst bäte: so giebt es doch noch Ausgaben die schwere Menge.

B. Zum Exempel!

W. Stellt er sich doch an, als wenn er in seinem Leben keine Hochzeit gesehen hätte. Weiß er denn nicht, daß ich eine Gasterey ausrichten muß?

B. Das ist nicht mehr als billig. Sollte denn diese so viel kosten?

W. Das wollte ich meynen! Hühner, Rindfleisch, Schweinefleisch, Schöpsenbraten, Kalbesbraten, Schweinsbraten, Stockfisch, viererley Kuchen, Brandewein, Bier.

B. Sonst nichts?

W. Ich dächte, das wäre schon genug.

B. Ich dächte es auch. Wie viele Gerichte hat er denn sonst?

W. Mehr nicht, als eins.

B. Und

B. Und an dem ißt er sich satt?

W. Gottlob und Dank! alle Tage.

B. Glaubt er denn aber, daß sein und seiner Gäste Magen, wenn seine Tochter Hochzeit hat, grö⸗ßer ist, als sonst?

W. Ach ich weiß schon, wo er hin will! Er hat Recht. Sie haben am Hochzeittage nicht einmal so viel Appetit, wie sonst, weil sie nicht arbeiten. Aber auf einem Ehrentage muß doch immer etwas meh⸗reres seyn.

B. Dagegen habe ich gar nichts. Sonst hat er ein Gerichte, am Hochzeittage lasse er noch einen Bra⸗ten und ein Paar gute Kuchen dazu thun, und ein gutes Glas Bier aufsetzen! den Brandewein, dächte ich, ließe er weg! Ich lasse es mir gefallen, daß der Landmann, wenn er auf die Arbeit geht, sein Schnäps⸗chen macht. Aber was soll der Brandewein auf der Hochzeit? Er macht sich damit nichts, als Verdruß, denke er an mich. Sobald der Brandewein in das Oberstübchen *) gestiegen ist, so geht das Narriren an. Da werden Zoten gerissen, da schrauben sie ein⸗ander, da giebt ein Wort das andere, am Ende krie⸗gen sie einander bey den Köpfen und schlagen sich, daß die Hunde das Blut lecken möchten. Man hat ja der⸗gleichen Exempel schon.

W. Ja wohl hat man sie.

B. Wo⸗

*) in den Kopf.

B. Wozu will er also Geld ausgeben, um sich Verdruß zu erkaufen? Ich bin der Meynung, wenn der Mensch eine Lust haben will, so muß er bey Verstande bleiben. Er kann spaßen, spielen, tanzen, gegen das alles habe ich nichts, aber der Verstand muß immer in seiner Würde bleiben. So bald dieser niedergetrunken ist, macht man nichts als albernes Zeug, und möchte sich hernach den andern Tag darüber zu Schande ärgern.

W. Recht hat er wohl! aber was will das im Dorfe für eine Klatscherey geben. Da werde ich ein Erbsenzähler *) über den andern gescholten werden.

B. Ey lasse er doch die Leute reden, was sie wollen, wenn sie des Redens satt sind, so hören sie auch wieder auf.

W. Man will aber doch nicht gern in der Leute Mäuler kommen.

B. Das ist wohl wahr. Ich will ihm aber sagen, wie ich es in solchen Fällen zu halten pflege. Ehe ich etwas thue, so denke ich allemal erst nach, ob es wohl recht sey? ist es nicht recht, so lasse ich es halt unterwegens; ists aber recht, nun so thue ich es auch, und wenn der Henker und seine Großmutter da stünden. Ich will lieber, daß halb Thüringen über mich räsonnirt, als daß mir das Gewissen Vorwürfe macht. Das Räsonniren der Leute höre ich doch nicht immer. Aber das Gewissen geht mir auf dem Fuße nach,

*) Ein karger Mensch.

nach, es steht mit mir auf und legt sich mit mir zu Bette. Und wenn es hinter drein immer zu riefe: du bist ein Narr gewesen! das hättest du nicht thun sollen! Herr Gevatter! das ist eine Quaal über alle Quaalen.

## Zwölftes Gespräch.

Zwischen dem Boten und verschiedenen Personen.

### Ueber die Sorgen der Menschen.

Wirth. (An der Seite des Weges, auf welchem der Bote kömmt, mit seiner Familie an einem Walde sitzend.) Heda! Herr Gevatter! Hierher!

B. Je willkommen ins Grüne! hat er sich ins Freye gemacht?

W. Ja, weil es eben heute so ein hübscher Tag ist, da wollte ich ihn halt genießen, und habe mein Bischen Mittagsbrod herausbringen lassen.

B. Das hat er gut gemacht! Es freut sich ja heute alles, Vögel, Fische, sogar das kleinste Würmchen ist vergnügt, warum sollte es denn der Mensch nicht seyn?

W. Da hat er Recht! wir haben schon lange unsere Betrachtung darüber gehabt. Wo man nur hinsieht, da erblickt man Würmchen und Käfer, die recht in ihrem Schöpfer vergnügt zu seyn scheinen. Seh er einmal die Kiebitze, wie sie sich dort in der Luft

herum schwingen, und den Storch, wie der dort so gravitätisch herum spatziret. Horch er nur; wie die Lerchen trillern und die Nachtigallen schlagen. Es ist doch lauter Freude und Leben, wo man nur hinblickt.

B. Und nur der Mensch! der Mensch ist mehrentheils verdrüßlich, und hängt den Kopf.

W. Ich habe schon lange meine Gedanken drüber gehabt, woher das nur kommen mag. Man sollte nun meynen, der Mensch müßte der allervergnügteste seyn, da ihm der liebe Gott so viel vor den Thieren vorausgegeben hat, und doch triffts nicht ein. Wenn die Lerchen trillern, die Kälber springen, die Fischchen im Bache spielen und die Frösche quacken, so gehen die Menschen bisweilen umher, hängen die Köpfe, und sehen aus, wie wenn ihnen die Hühner das Brod genommen hätten. Sag er mir nur, wie das Ding zugeht?

B. Ja wie sollt es zugehen! es fehlt jedem was.

W. Ja da frag ich nun wieder, warum fehlt denn jedem was? dem Kiebitze fehlt ja nichts; der Nachtigall fehlt nichts; dem Frosche fehlt nichts, warum muß denn gerade dem Menschen immer etwas fehlen? Es muß doch seinen Grund und seine Ursache haben.

B. Die muß es ja freylich haben. Dort kömmt einer hergeschlichen, wie die theure Zeit, dem scheint auch viel zu fehlen. Wie wäre es, wenn wir ihn anriefen. Vielleicht könnte dieser uns Auskunft geben.

Wenn

Wenn er es zufrieden ist, Herr Gevatter, so will ich ihn anrufen.

W. Mir ists recht!

Alle. O ja, Vater thut es doch!

V. Heda! Landsmann!

Fremder. Was giebts?

V. Will er nicht ein Stückchen Mittagsbrod mit uns essen?

F. Mittagsbrod? das lasse ich mir nicht zweymal sagen.

V. Gut! Willkommen Landsmann!

Alle. Willkommen! Willkommen!

V. Nun so setz er sich her und nehme er mit uns vorlieb, so gut als wir es haben. Ein Stück Wurst und Brod, ein Glas Bier und ein freundliches Gesicht, das ist alles, was wir ihm vorsetzen können.

F. Es ist dankenswerth.

V. Nun wollen wir heute einmal recht seelenvergnügt seyn! Es freuet sich alles, was Leben hat, warum wollten wir denn nicht vergnügt seyn? Seine Gesundheit Landsmann!

F. Ich danke, (heimlich seufzend:) ach Gott!

V. Ich glaube gar er seufzet! fehlt ihm denn etwas?

F. Mir? mir fehlt nicht mehr als Alles.

V. Das wäre doch wirklich viel. Wir haben eben itzo von dem Storche gesprochen, der dort auf der Wiese herum spatziert, und uns darüber gefreuet, daß es ihm

an nichts fehle. Wie sollte es denn möglich seyn, daß es einem Menschen an allem fehlte?

F. Ja ein Mensch ist kein Storch.

B. Das ist wohl wahr. Was will er aber damit sagen?

F. Wenn der Storch sein Nest und Frösche genug hat, so ist er vergnügt. So ists aber nicht mit dem Menschen. Wenn der sich ehrlich nähren will, so gehört schon mehr dazu.

B. Das leugne ich nicht. Aber hingegen hat der Storch auch nur einen Schnabel, mit dem er schnattern und Frösche fangen, der Mensch aber einen Mund, mit dem er sprechen kann. Der Storch hat in seinem Kopfe nichts, als ein Bischen Gehirne, der Mensch hat aber Verstand und kann nachdenken. Der Storch hat nur Zähe, der Mensch aber Finger, mit denen er so erstaunlich viel zu Stande bringen kann. Wie sollte es denn also zugehen, daß einem Menschen alles fehlte?

F. Das ist alles leicht gesagt. Genug ich bin ärmer, als ein Storch.

W. Aermer, als ein Storch?

F. Das bin ich. Der Storch hat für sich und seine Jungen ein Nest, ich nicht. Wenn ihr heute mich nicht eingeladen hättet, so hätte ich, so wahr ich ehrlich bin, nicht gewußt, was ich hätte genießen sollen.

B. Aber um des Himmels willen, wie geht denn das zu?

F. Wie

F. Wie soll's zugehen! Wenn er es ja wissen will, so will ich es ihm sagen; die Schuldherren haben mich aus dem Hause geworfen, haben mein Haus, meine Werkstatt, meine Kleider, alles versiegeln lassen. Ich habe nichts mehr, als wie ich gehe und stehe. Meine Frau und Kinder haben heute keinen Bissen Brod — Wollte Gott, ich wäre ein Storch!

B. Aber lieber Landsmann, sag er mir doch, wie geht's denn zu, daß er so viele Schulden hat? hat er denn nicht fleißig gearbeitet?

F. Ach das nicht. Ich habe es mir immer in der Welt lassen sauer werden. Aber der Verdienst hat nicht zureichen wollen. Alle Jahre habe ich ein funfzig bis sechzig Thaler zugebrockt*).

B. Und das hätte er nicht thun, sondern sich hübsch nach der Decke strecken sollen.

F. Da steckt eben der Knoten. Ich bin eines hübschen Bürgers Sohn, und meine Frau ist auch feiner Leute Kind, da wollten wir doch nicht, daß es uns andere zuvor thun sollten. Gleich im Zuschnitte versahen wir es. Da nahm ich für so ein anderthalb hundert Thaler Waaren zur Hochzeit aus, daran habe ich sechs Jahre bezahlet und bin noch nicht fertig. Hernach hielten wir uns sonst noch hübsch in der Kleidung: wenn wir Sonntags spatzieren giengen, und kamen in Gesellschaft, so wollten wir uns auch nicht lumpen**)

 lassen,

*) Zugesetzt.

**) Verächtlich behandeln lassen.

lassen, und ließen da einen Gulden, dort einen Thaler sitzen. Das Ding ist so fort gegangen, bis vorige Woche, da meine Creditores mich aus dem Hause warfen, und mir meine ganze Habseligkeit abnahmen. Ist's denn also nicht wahr, daß mir nicht mehr als alles fehlt?

B. Weiß er denn aber Landsmann, woher das kömmt?

F. Nun weiß ich's wohl! weil ich mit dem nicht zufrieden war, was mir der liebe Gott bescheerte.

B. Da hat er das Fleckchen getroffen. Wer mit dem, was er hat, zufrieden ist, der hat immer genug; wer aber damit unzufrieden ist, dem fehlt immer etwas, bis ihm am Ende alles fehlet. Wenn dem Storche dort einmal die Frösche nicht mehr schmecken, wenn er lauter Austern essen und sie für Frösche eintauschen wollte — Was gilts, er würde am Ende auch über Mangel klagen.

Meine Meynung ist also die, daß man immer genieße, das, was man hat, und damit vorlieb nehme, da wirds einem nicht leicht an etwas fehlen, und da wird man immer vergnügt seyn können. Itzo haben wir einen so schönen Frühlingstag, sind gesund und in guter Gesellschaft. Ich dächte wir sängen ein Stückchen. Da habe ich ein artiges Frühlingsliedchen bey mir, wenn nur auch meine Zitter da wäre!

Christian. Da habe ich sie, sie lehnt dort an dem Baume.

B. Je, das ist ja vortreflich! Nun Achtung! alle mit gesungen! Landsmann, er singt auch mit, wer mit gegessen hat, muß auch mit singen.

Holder Frühling, Freund der Freude,
Sey gegrüßt!
Der du uns, im Veilchenkleide,
Lieblich wie ein Engel bist.

O du kommst und lauter Wonne,
Kränzet dich;
Heitrer lächelt uns die Sonne,
Hirt und König freuen sich.

Alles hebt sich aus dem Staube;
Die Natur
Wird so zärtlich wie die Taube,
Wie der Himmel wird die Flur!

Aller Vögel Stimmen schallen,
Voll Gefühl,
Uns erfreuen Nachtigallen
Herzlicher, als Saitenspiel *).

Doch nur wenig schöne Stunden
Lebest du,
Frühling! bald bist du verschwunden,
Und dein Auge schließt sich zu.

Menschen, seht im flüchtgen Lenze **),
Wie geschwind
Jugend, Schönheit, Reiz und Kränze
Hingewelkt und nicht mehr sind.



*) Diesen Vers kann man nur in solchen Gegenden singen, wo die Nachtigallen nicht weggefangen werden.

**) Frühlinge.

Wollt auch ihr, wie Frühlingstage
Flüchtig seyn?
Soll mit jedem Stundenschlage
Sich nicht euer Glück erneun?

O wählt dauerndes Gepränge!
Denn ihr könnts:
Tugend macht des Lebens Länge
Und die Ewigkeit zum Lenz!

## Dreyzehntes Gespräch.

Zwischen dem Boten, dem Wirthe und seinem Sohne.

### Ueber die Zahnschmerzen.

Bote. Guten Morgen, Christian! Wo ist denn dein Vater?

Chr. Der ist oben in der Stube und wimmert, daß sich ein Stein in der Erde erbarmen möchte. Er hat nun in zwey Nächten kein Auge zugethan.

B. Nu? was fehlt ihm denn?

Chr. Er hat Zahnschmerzen, daß er auf keiner Stelle zu bleiben weiß. Alle Nachbaren haben ihn schon besucht, und jeder hat ihm einen guten Rath gegeben, es hat aber alles nichts helfen wollen.

B. Der arme Mann!

Chr. Ich möchte nur wissen, was der liebe Gott davon hätte, daß er die Menschen so sehr plaget. Unser Herr Pfarrer predigt doch immer: Gott ist die Liebe!

B. Da thut euer Herr Pfarrer recht daran, wenn er das predigt. Gott ist wirklich die Liebe, seine größte Freude ist es, wenn er allen seinen Geschöpfen, und besonders den Menschen, recht viele Freude machen kann.

Chr Wie reimt sich denn aber das mit der Liebe, daß der liebe Gott die Menschen so sehr plagt!

B. Der liebe Gott plagt niemanden, wenn sich nur die Menschen nicht selbst plagten.

Chr. Ich versteh ihn nicht. Mein Vater plagt sich ja nicht, der gäbe ja alles darum, wenn er die Plage los werden könnte.

B. Das glaube ich wohl, aber dein Vater hat sich diese Plage selbst zugezogen.

Chr. Was? mein Vater hätte sich diese Plage selbst zugezogen? Ist mein Vater nicht ein rechtschaffener braver Mann? kann ihm ein Mensch im ganzen Dorfe etwas Böses nachreden?

B. Da hast du vollkommen Recht: dein Vater ist ein rechtschaffener braver Mann, kein Mensch kann ihm etwas Böses nachreden. Aber rechtschaffne und brave Leute fehlen auch, und eben deswegen, weil dein Vater gefehlet hat, hat er sich diese Plage zugezogen.

Chr. Worinne hat er denn gefehlet? sag er mir es doch, daß ich mich dafür hüten kann!

B. Hör einmal Christian! es sieht dir viel Gutes aus den Augen, und es hat fast das Ansehen, als wenn du einmal ein braver Bursche werden würdest.

Ich hätte also wohl Lust dir mannichmal einen guten Rath zu geben, wie du es machen müßtest, daß dich der viele Jammer und die vielen Plagen nicht treffen, über die andere Menschen lamentiren, wenn ich nur wüßte, daß —

Chr. Was denn?

B. Daß du mir folgtest. Denn sieh, mit dem guten Rathe ist es zwar eine ganz artige Sache, aber das beste dabey ist, daß man ihn befolgt. Wenn du mich fragst: wo geht denn der Weg hin nach Schmalkalden? ich sage dir: rechter Hand, über Tambach hinaus, und du folgst mir nicht, gehst doch linker Hand, ja was hilft dir denn mein guter Rath? es wäre ja besser gewesen, wenn ich ganz stille geschwiegen hätte.

Chr. Je so sag er mir es doch, ich will ihm gewiß folgen, ich gebe ihm die Hand darauf.

B. So höre also an! ich will dir itzo ein Kunststückchen sagen, daß du in deinem Leben keine Zahnschmerzen bekommst. Spann aber auf! Erstlich trag keine Pelzmütze!

Chr. Ach die Pelzmütze, die ist über alle Berge, mein Vater hat sie in eine Ecke geworfen.

B. Das hat er gut gemacht. Nun höre weiter! Wenn du des Morgens aufstehst, so nimm Wasser, so kalt als du es bekommen kannst, damit wasche dir das Gesicht, den Kopf, den Hals und den Nacken! vor allen Dingen wasch dich recht hinter den Ohren!

Chr. Je das ist ja ein Spas! das kann ich ja leicht thun.

V. Das ist aber noch nicht alles. Nun such ein Büchschen, stell es auf den Tisch, und gieb deinem Vater ein gutes Wort, daß er die Tobaksasche hinein klopfe. Wenn du ein Paquetchen zusammen hast, so rüttele sie durch einen Flor, thue die klare Asche in eine Schachtel, und putze dir alle Morgen die Zähne damit ab, dann spüle den Mund mit kaltem Wasser aus.

Chr. Auch im Winter?

V. Im Winter, wie im Sommer! das kalte Wasser schadet niemanden: Sieh! das ists was du thun mußt. Nun mußt du aber auch noch etwas lassen! wenn du etwas warmes, Suppe, Brey, Gemüse oder so etwas genießest, da nimm dich ja in Acht, daß du nicht darzwischen trinkest!

Chr. Unter das warme Essen soll ich nicht trinken? Das ist ja aber bey uns so Mode. Sobald die Schüssel ausgeleeret ist, setzen wir die Kanne an.

V. Nicht alles, lieber Christian, ist gut, was Mode ist, das merke dir wohl! Vielleicht hat gerade von dieser Mode dein lieber Vater seinen Zahnschmerz. Sieh! wenn du dieß alles befolgest, so verspreche ich dir, daß du in deinem Leben keinen Zahnschmerz bekommen, und alle deine Zähne, die dir nicht ausgestoßen werden, mit in das Grab nehmen sollst. Den

Rath

Rath habe ich schon vielen hundert Menschen gegeben, aber freylich hat er den wenigsten geholfen.

Chr. Da bleibe er mir vom Leibe mit seinem Rathe, wenn er nichts hilft. Warum hat er denn nichts geholfen?

B. Deswegen, weil ihn die Leute nicht befolgt haben. Wenn man den Leuten den Rath giebt, daß sie nicht unter das warme Essen trinken sollen und sie thun es doch, da hilft der gute Rath freylich nichts.

Chr. Ja das ist ein andres Ding. Aber da kommt ja mein Vater.

W. Willkommen Herr Gevatter! ach der Jammer und das Elend! In ein Mauseloch möchte ich kriechen! es ist wie wenn Himmel und Erde auf mir lägen! Er weiß ja sonst immer für alles ein Hausmittelchen. Weiß er denn nicht auch eins gegen den Zahnschmerz?

B. Ehe ich es ihm sage, so erzähle er mir doch, was er bisher gebraucht hat!

W. Alles, was nur Menschen möglich ist. Ich habe laxirt, geschröpft, Ader gelassen, die Backen mit Kissen bedeckt — hat alles nichts geholfen. Was giebt er mir nun für einen guten Rath?

B. Wenn alles, was er bisher brauchte, nichts geholfen hat: so ist wohl der beste Rath, der ihm gegeben werden kann, dieser, daß er alles wegläßt, was er bisher gebraucht hat.

W. Doch das Kissen nicht, daß ich auf den Backen gelegt habe?

B. Das Kissen zuerst! Warum legt er sich denn bey seinem großen Schmerze nichts ins Bette?

W. Das habe ich schon vielmal probirt. Habe ich aber nicht Zahnschmerzen gehabt: so bekomme ich sie, wenn ich ins Bette komme. Es ist ordentlich, wie wenn die Zahnschmerzen die Wärme nicht leiden könnten.

B. Und doch bindet er ein Kissen auf die Backen?

W. Ich thue es nur deswegen, daß die frische Luft nicht an den Backen streichen soll.

B. Ey die frische Luft lasse er immer daran streichen! die ist ihm gut. Schlage er auch frisch Wasser darauf, gurgele sich damit, so lange bis der Schmerz aufhört.

W. Herr Jemine! ich glaube, er will mich tod machen! Ich möchte zeter Mordio schreyen, wenn mir nur ein Thränchen kaltes Bier in den Zahn kommt. Nun soll ich gar das ganze Maul voll kaltes Wasser nehmen?

B. Ists denn nicht besser, ein Paar böse Viertelstündchen, als Nacht und Tag solche Höllenquaal? Hernach nehme er eine Messerspitze voll Salpeter, lasse sie in einem Glase voll Wasser zergehen, und trinke das Glas aus, was gilts, Morgen soll aller Schmerz weg seyn.

W. Da will ich doch den Augenblick hinausgehen und will es probiren.

B. Gieb Achtung Christian! wenn der Zahn nicht gar zu sehr faul ist, so muß dein Vater vor Abends noch frisch und gesund seyn.

W. (der wieder herein kommt) Es ist mir doch meiner Treue schon um tausend Thaler besser.

B. Es wird noch besser werden, wenn er nur mit Gurgeln und Waschen nicht aufhört.

# Vierzehentes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber die Erziehung.

Wirth. Was giebts Neues Herr Gevatter?

B. Allerley. Zuerst muß ich ihm eine Neuigkeit erzählen, worüber er Maul und Nase aufsperren wird. Er kennt doch Meister Breitfußen?

W. Den werd ich ja kennen, es vergeht ja fast kein Sonntag, da er nicht bey mir zum Biere ist.

B. Der hat gestern am Halseisen *) gestanden.

W. Meister Breitfuß am Halseisen? wie ist er denn dazu gekommen?

B. Durch dumme Streiche. In Rübenstedt ist, wie er wohl weiß, verboten, daß kein Fleisch von den Dörfern in die Stadt gebracht werden darf. Weil aber Meister Breitfuß das Pfund Fleisch auf dem Dor-

*) am Pranger

Dorfe um 2 Pfennige wohlfeiler, als in der Stadt, haben konnte, so kehrte er sich daran nicht, sondern ließ Jahr aus Jahr ein sein Fleisch vom Dorfe kommen. Der Krug geht aber so lange zum Wasser, bis er zerbricht. Vor ein Paar Wochen läßt er sich ein Paar Schütten *) Stroh vom Dorfe bringen. Da sie in das Thor kommen, untersucht sie der Thorschreiber, und siehe da; es fällt aus der einen ein Lammsviertel heraus, das in ein leinen Tuch genähet ist. Der Thorschreiber zeigt es bey dem Rathe an, Meister Breitfuß wird deswegen verhört, was hat er zu thun? er leugnet alles gerade weg, und spricht, er wisse davon nichts, ein Schelm, ein Spitzbube müsse ihm das Fleisch in die Schütte partirt **) haben. Er wird befragt, ob er es beschwören könne, daß er nicht wisse, wie und von wem, das Fleisch in die Schütte gebracht worden sey? das kann ich, antwortete er, mit gutem Gewissen. Der Eid wird ihm vorgelesen, und er schwört ihn glücklich. Den Tag darauf kommt der Metzger, der ihm das Lammsviertel geschickt hat, und will das Tuch wieder haben, worinn es gewickelt war. Statt ihm ein gutes Wort zu geben, empfängt er ihn mit losen Reden, und spricht, er sollte zum Thorschreiber gehen, wenn er sein Tuch wieder haben wollte.

W. Hat denn der Kerl ein Bret vor dem Kopfe.

B. Das muß er wohl haben. Der Metzger wird wieder grob und schimpft, darüber wird ein Zank und

*) Bunde. **) gesteckt.

und Lärmen, daß alle Nachbaren zusammen laufen, und die ganze Geschichte erfahren. Sie zeigen es der Obrigkeit an. Meister Breitfuß wird des Meineids überführt und zum Halseisen verurtheilt.

W. Warum ließ ihn denn aber die Obrigkeit schwören? warum verhörte sie denn nicht erst den Mann, von dem er das Stroh bekommen hatte?

B. Das hat sie gethan; das Stroh hatte ein Bauer geliefert, der nichts davon wußte, daß ihm der Metzger des Nachts, nachdem er seinen Karren beladen, das Fleisch in das Stroh gebunden hatte.

W. Sage er mir, wie es möglich ist, daß ein Mensch solche Streiche machen kann? Wenn die Obrigkeit eine Verordnung macht, so ists doch nun einmal nicht anders, man muß ihr gehorchen. Und gesetzt nun, er hätte einmal die Obrigkeit hintergangen, und wäre attrappirt worden, nun so wäre doch wohl das vernünftigste gewesen, daß er seinen Fehler eingestanden, und um gnädige Strafe gebeten hätte. Aber es abzuleugnen und gar einen falschen Eid deswegen darüber zu schwören — pfui! das ist schlecht!

B. Freylich ists schlecht. Wenn aber ein Mensch schlecht handelt, und ich will den Grund davon wissen, so erkundige ich mich nur immer, wie er in der Jugend ist erzogen worden, da finde ich den Grund fast allemal.

W. Meister Breitfuß ist doch, so viel ich weiß, gut erzogen worden. Sein Vater, tröste ihn Gott! hielt ihn fleißig zur Kirche und Schule an.

B. Ja

B. Ja! lieber Herr Gevatter! damit ist es noch nicht ausgerichtet. In der Kirche und Schule wird viel Gutes gesagt, man muß aber die Kinder auch dazu gewöhnen, daß sie darnach thun, sonst hilft das alles nichts. Die Gewöhnung der Kinder das Gute zu thun, was ihnen ist gesagt worden, nenne ich die Erziehung. Wenn das nun wahr ist, so hat Meister Breitfuß von seinem Vater eine schlechte Erziehung genossen. In der Kirche und Schule wurde es ihm immer gesagt, er dürfe nicht lügen, er müsse immer die Wahrheit reden, und der Junge folgte. Wenn er aber die Wahrheit redete, so prügelte ihn sein Vater.

W. Das schwatze er einem andern vor, aber mir nicht. Meister Breitfußens Vater war gar ein braver Mann.

B. Ja lieber Herr Gevatter, es ist nicht genug, daß man brav ist, man muß auch verständig seyn. Das war nun, unter uns gesagt, der alte Meister Breitfuß, wenn er seine Kinder erzog, gar nicht. Ich will ihm nur ein Paar Exempelchen davon erzählen. Der alte Meister Breitfuß hatte von seinem Vater einen schönen porcellanenen Krug geerbt, auf den er große Stücke hielt. Sein Sohn will einmal etwas von dem Schranke holen, und rückt, weil er nicht auf den Schrank reichen kann, den Tisch herbey, tritt darauf, pauz! da fällt der Tisch um, und der Krug, der darauf steht, zerbricht. Der Junge ist halb des



Bayerische Staatsbibliothek München

Todes, liest die Scherben zusammen, und legt sie auf den Tisch. Nun tritt der Vater herein, sieht den zerbrochenen Krug, stampft mit den Füßen, und sagt: zum Teufel, da ist ja mein Krug zerbrochen! wer hat denn das gethan? Der ehrliche Junge fällt ihm um den Hals, und bittet: lieber Vater! strafe mich nicht! ich will dir alles sagen. Ich wollte etwas vom Schranke holen, und rückte — also hast du den Krug zerbrochen? fragte der erzürnte Vater.

Ja, sagte der Sohn, vergieb es mir, lieber Vater, ich will es in meinem Leben nicht mehr thun.

Du Galgenstrick, spricht der Vater, ich will dich lehren, meinen Krug zerbrechen! holt eine Haselweide, der Junge schreyt, lamentirt, das hilft aber alles nichts. Der Vater prügelt den Jungen durch, daß er hätte mögen Saft geben. War das wohl Recht?

W. Ich sehe darinne nichts Unrechtes. Strafe muß doch seyn.

V. So? hat er denn in seinem Leben noch keinen Krug zerbrochen?

W. Das wohl.

V. Nu wie würde es ihm denn gefallen haben, wenn man ihm deswegen hätte prügeln wollen?

Ein andermal spielte der Junge mit dem Ballen, und wirft aus Versehen eine Fenstertafel ein. Kein Mensch hatte es gesehen, und er hätte es leicht ableugnen können. Da er aber hiezu zu ehrlich war, so gieng er sogleich selbst zum Vater, und sagte: lieber

Va-

Vater, werde nicht böse, da spielte ich mit dem Balle und —

Und schmißt mir etwa ein Fenster ein? sagte der Vater. Der Junge weinte jämmerlich, und bat, was er konnte, daß es ihm der Vater vergeben möchte.

Du Teufelsbraten, antwortete dieser, wart ich will dir lehren die Fenster zu zerschmeißen, ergriff den ersten, den besten, Stock, und prügelte den armen Jungen wieder erbärmlich durch.

Was hatte dieser zu thun? da er sahe, daß sein Vater die Wahrheit nicht leiden konnte, so legte er sich auf das Lügen. Bald darauf schüttete er die Oellampe auf seinen Rock. Schon war er im Begriffe hinzugehen, und es dem Vater anzuzeigen. Da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß ihn dieser wieder prügeln würde. Daß du doch, dachte er, kein Narr wärest, und dir wieder eine Tracht Schläge holtest. Geschwinde legte er seinen Rock auf die Bank, die Oellampe auf den Tisch, gerade über den Rock; dann kam er den andern Tag zum Vater gelaufen, führte ihn hin zur Oellampe und sagte: sieh Vater den Spectakel! da hat jemand meinen ganzen Rock voll Oel gegossen!

Da bedauerte der Vater den Sohn, und schalt auf seine Hausgenossen, daß sie so unvorsichtig wären. Von der Zeit an gestund der Sohn es dem Vater niemals, wenn er einen Fehler begangen hatte, leugnete alles gerade weg, und bekam keine Prügel mehr. Wer

hat nun wohl Meister Breitfußen zum Lügner und Betrüger gemacht?

W. Nun sehe ich es wohl ein, der Vater. Er hätte den Sohn entweder gar nicht, oder sehr gelinde bestrafen sollen, wenn er seine Fehler selbst gestanden hätte.

## Funfzehntes Gespräch.

Zwischen dem Boten, Christian und einem Bürger.

### Ueber das Vergelben der jungen Mädchen.

Christ. Nun daß er es weiß, ich befolge seinen Rath immer, putze mir des Morgens die Zähne, und wasche mich im Gesichte und hinter den Ohren mit kaltem Wasser, alles mache ich so, wie er es mir gesagt hat.

B. Da wirst du auch sehen, daß dir mein guter Rath helfen wird. Es ist mit dem guten Rathe, halt wie mit der Rhabarber. Wenn die Rhabarber helfen soll, so muß man sie einnehmen, und soll der gute Rath helfen, so muß man ihn befolgen. Wie stehts mit deines Vaters Zahnschmerzen?

Chr. Die sind über alle Berge *). Seitdem er thut, was er ihm geheißen hat, ist er so munter, wie ein Heustöckchen **).

B. Siehst

*) Sind ganz vergangen. **) Sehr munter.

B. Siehst du nun, daß dein Vater an seiner Plage selbst Schuld war? Merk dir das Exempelchen, lieber Christian, und laß dich dadurch klug machen. Es giebt dir gar viele Plagen und Elend in der Welt. Da sprechen nun manche Leute, es komme vom lieben Gott; andere, es komme vom Teufel. Ich bin aber der Meynung, es komme vom Menschen selbst her. Gott ist die Liebe, spricht die Bibel, und dabey bleibe ich denn. Ein Gott, der die Liebe ist, kann die Menschen nicht martern, kann es auch nicht zugeben, daß der Teufel sie martere. Der Mensch martert sich selbst.

Bürger. Ey mein Freund, er sollte sich schämen, daß er dem jungen Menschen solche Sachen beybringt, die ganz gegen das Christenthum sind.

B. Gegen das Christenthum? wie versteht er das?

Bürger. Ey, ein Christenmensch muß doch glauben, daß in der Welt, ohne Gottes Willen, nichts geschieht.

B. Das glaube ich von ganzem Herzen.

Bürger. Daß also alles Elend von Gott kommt —

B. Oho! nicht zu weit geschlossen. Ich will ihm einmal ein Histörchen erzählen. Ich habe einmal einen Vater gekannt, der seine Kinder ganz sonderbar erzog. Wenn das kleine Kind nach dem Lichte reichte, so hielt er es ihm vor, da griff das Kind in die Flamme, verbrannte sich die Finger, und schrie, wie

 wenn

wenn es am Spiese stäke. Ich erschrak, sagte, Herr, was machen Sie da? Ich thue, antwortete er, des Kindes Willen. Es will es ja nicht besser haben. Aber, sagte ich, Sie verstehen es ja besser. Warum lassen Sie es denn zu? daß das Kind, war seine Antwort, klug werde.

Ein andermal sahe das Kind ein Glas Brandewein stehen, und verlangte darnach. Das ist dir nichts nütze, antwortete der Vater. Da weinte das Kind. Sogleich nahm der Vater das Glas, goß ihm etwas davon auf die Zunge, da schrie das Kind, verdrehete die Augen, und zitterte am ganzen Leibe. Ich erschrak darüber, er wendete sich aber zu mir und sagte, wer nicht hören will, der muß fühlen.

Wer ließ es nun zu, daß das Kind sich einmal die Finger, hernach den Mund verbrannte?

Bürger. Der Vater.

B. Wer war denn eigentlich am Verbrennen Schuld?

Bürger. Das Kind.

B. Und warum ließ es denn der Vater zu, daß das Kind sich verbrannte?

Bürger. Vermuthlich, daß das Kind klug werden sollte.

B. Ganz gewiß. Nun stelle ich mir den lieben Gott so vor als diesen Vater, und die Menschen als seine Kinder. Da kommt es mir nun immer vor, als wenn die Menschen selbst an ihrem Elende Schuld

wären,

wären, und der liebe Gott das Elend zuließe, daß sie klug werden sollten.

Bürger. Allemal an ihrem Elende Schuld seyn? das wäre zu hart.

B. Ich bin kein Gelehrter, und kann freylich das Allgemeine nicht recht übersehen, wenn ich aber da und dort einen elenden Menschen gefunden und dem eigentlichen Grunde und der eigentlichen Ursache des Elends nachgegrübelt habe, so habe ich sie doch fast immer in ihm oder in andern Menschen gefunden.

Bürger. Das möchte ich doch wissen! ist ein Mann in der Welt ehrlich und rechtschaffen, so bin ichs, das kann ich ihm ohne Ruhm versichern.

B. Ich glaube es. Nu?

Bürger. Und habe doch ein Elend in meinem Hause — ach Gott erbarme dich! keine frohe Stunde habe ich. Wenn er nun zugiebt, daß ich ein ehrlicher, rechtschaffener Mann bin, wie kann er denn sagen, daß ich an meinem Elende Schuld wäre?

B. Darauf will ich ihm dienen. Es war einmal ein ehrlicher rechtschaffener Mann, der hatte gehört, daß die Weidenbäume viel Nutzen brächten. Du willst, dachte er, dir auch Weidenbäume pflanzen. Was that er? er sparete alle Groschen zusammen, kaufte Weidenzweige, pflanzte sie auf einem dürren Acker, der an einem Berge lag, und — kein einziger Baum kam fort. Alle verdorreten bey der Erde weg. Da lamentirte der Mann, und sagte, ich weiß gar

 nicht,

nicht, wie ich da verdient habe? ich bin doch so ein ehrlicher rechtschaffner Mann.

Bürger. Ja wer wird denn auch die Weiden an die Berge pflanzen? Die Weiden müssen ja am Wasser stehen.

B. Das wohl. Aber der sie pflanzte, war doch ein ehrlicher, rechtschaffner Mann?

Bürger. Aber er verstund sich nicht auf die Pflanzung der Weiden.

B. Freilich. Wie es aber hier gieng, so geht es in manchen andern Sachen auch. Man ist oft ehrlich und rechtschaffen, versteht aber nicht, wie man das und jenes anfangen soll. Das darf er gar nicht auf sich ziehen. Sey er aber so gut, und erzähle mir einmal seinen Casus.

Bürger. Ich habe zwey Töchter, weiß Gott, ich habe sie so lieb, wie meine Augen, und habe an ihnen alles gethan, was recht und christlich ist, und muß nun an ihnen einen solchen Jammer erleben.

B. Und der Jammer heißt?

Bürger. Krankheit. Bis ins zwölfte Jahr waren es Mädchen, wie die Wachteln, Menschenaugen sahen sie gerne. Da die älteste über das zwölfte Jahr hinaus war, wurde sie verdrossen zu allem, vergelbte, bekam blaue Ringel um die Augen. Ich brauchte Doctor und Doctor, und konnte keiner nicht helfen. Itzo hat sie das böse Wesen. Wann sie am besten sitzt und nähet, so verdreht sie die Augen, fällt um, und bekommt

kommt Verzuckungen, daß ihr der Schaum vor das Maul tritt. Mit der jüngsten wird es eben nicht anders. Alle Tage wird sie marode*), vergelbt wie ein Spilling**), hat blaue Ringel um die Augen. Ich weiß in meinem Leibe keinen Rath. Wenn ich nur jemanden hätte, der sie mangnetisirte!

B. Magnetisiren? ha! ha! ha! an das Magnetisiren glaubt ja kein vernünftiger Mensch mehr. Suche er doch lieber nach, woran die Schuld eigentlich liege!

Bürger. An mir liegt die Schuld nicht. Ich habe doch die Mädchen zu allem Guten erzogen, habe sie zur Kirche und Schule angehalten, und singe und bete mit ihnen alle Tage.

B. Christian! ruf doch deinen Vater bey, ich wollte ihm gerne etwas aus der Zeitung erzählen. (Christian geht ab.)

Ja — mein lieber Freund, der Mann, der die Weiden auf den Berg pflanzte, glaubte sie auch gut zu warten, gieng fleißig in die Kirche, und betete und sang alle Tage, und die Weiden verdorreten doch.

Bürger. Ich weiß nicht, was er mit seinen Weiden haben will. Meine Mädchen sind ja keine Weiden.

B. Das sind sie auch nicht. Es ist nur ein Gleichniß. Denke er nur ein Bischen darüber nach, so wird er bald verstehen, was ich sagen will.



*) Schwächer.

**) Eine gelbe Pflaume.

Bürger. Halb und halb*) verstehe ich es wohl. Er meynt mit Kirchen- und Schulgehen, Beten und Singen wäre es noch nicht ausgerichtet. Aber ich weiß doch nicht, was ich mehr an den Kindern hätte thun sollen. Sie sind mir auch recht gut eingeschlagen. Sie leben immer in der Stille für sich hin, thun keinem Kinde etwas zu Leide, und kein Mensch kann ihnen etwas Böses nachreden. Das ist alles so wahr, als die Sonne am Himmel steht. Was sagt er denn nun dazu? bin ich denn an dem Elende Schuld? sinds denn meine Mädchen?

B. Ich kann das nicht untersuchen. Aber am vergangenen Ostern hatte ich einen Brief an einen Herrn Pfarrer abzugeben, und mußte mit ihm essen. Da sprach er mancherley mit mir. Da ich von ihm gehen wollte, fragte ich, ob er mir nicht ein hübsches Buch zu lesen geben könnte? Da will ich ihm, antwortete er, ein Buch schenken, lese er es! Wenn er es gelesen hat, so stecke er es zu sich, und, wenn er einmal einen rechtschaffenen Vater findet, der über die Kränklichkeit seiner Töchter klaget, so mache er ihm das mit ein Geschenk!

Er ist ein rechtschaffener Vater — hat kränkliche Töchter — hier ist das Buch! Es heißt: **höchst nöthige Belehrung und Warnung für junge Mädchen zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld, von einer erfahrnen Freundin** u. s. w.

Herr

*) So ziemlich.

Herr Campe hat es drucken lassen, und es kann in allen Buchhandlungen für wenige Groschen gekauft werden.

# Sechzehentes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber den Krieg.

Wirth. Nun bringt er denn etwa die Nachricht mit, daß es bald Friede ist?

Bote. Damit stehts noch im weiten Felde*). Es wird immer frisch drauf los geschossen und gesäbelt.

W. Du lieber Gott! Ich habe in meinem Leben so viel vom Kriege gehört, und habe es nicht zu Herzen genommen. Diesen Morgen stellte ich es mir aber recht lebhaft vor, wie es wohl im Kriege zugehen müsse, da wurde es mir ganz schwindlich im Kopfe. Denke er nur selbst, Herr Gevatter, wenn in unserm Dorfe ein Nachbar todgeschossen, oder todgeschlagen würde, was es da für einen Jammer, und für ein Lamentiren, geben würde! Das ganze Dorf, das ganze Land würde davon singen und sagen**). Und im Kriege werden die Leute zu hunderten, zu tausenden, niedergemezzelt, und krähet kein Hahn drüber. Was das für ein

An=

*) Dazu hat es noch keinen Anschein.

**) Laut reden.

Anblick seyn muß, wenn man über ein Schlachtfeld geht, und sieht da eine Parthie tod, dort eine andere, die sich im Blute herum wälzt, und mit dem Tode ringet; hier einen, der über sein abgeschossenes Bein, dort einen andern, der über den Hieb jammert, den er in den Kopf bekommen hat! Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich dran denke, und ich kann gar nicht begreifen, wie der barmherzige Gott so einen erschrecklichen Jammer zulassen kann. Da spricht er immer: Gott ist die Liebe! Gott ist die Liebe! Ich glaube es von ganzem Herzen. Gleichwohl, wenn ich es so recht bey Lichte*) betrachte, so sollte ich meynen, wenn der liebe Gott sonst wollte, so könnte er mit einemmale dem ewigen Massacriren ein Ende machen. Ich bin nicht der liebe Gott, aber wenn ich an seiner Stelle wäre, so spräche ich: Leute, haltet Ruhe, und vertragt euch mit einander! Ich kann das Todschießen und Todhauen ein für allemal nicht leiden. Und dem ersten dem Besten, der mir wieder Krieg anfangen wollte, dem schöß ich einen Blitz auf den Kopf, daß er das Aufstehen vergessen sollte.

B. Der liebe Gott denkt aber: meine Gedanken sind nicht eure Gedanken. Und des lieben Gottes Gedanken müssen doch wohl besser, als unsere seyn. Er sieht weiter als wir, lieber Herr Gevatter!

W. Das versteht sich am Rande**). Aber ich kann doch gar nicht begreifen, was er davon hat, daß er

*) Mit Nachdenken. **) Von selbst.

er es zuläßt, daß so viele Leute, die einander in ihrem Leben nichts zu Leide gethan haben, einander todtmachen.

B. Das kann ich freylich nicht recht gewiß sagen, weil mich der liebe Gott nicht zu seinem Regierungsrathe gemacht hat. Eines und das andere könnte ich ihm aber doch antworten.

W. Das möchte ich doch hören.

B. Einmal kommt es mir vor, als wenn der liebe Gott den Krieg deswegen zuließe, damit die Menschen doch einmal zu Verstande kommen, und einsehen sollten, daß bey Zank und Streit nichts heraus komme. Es wird von allen Kanzeln gepredigt: liebet eure Feinde! Wer kehrt sich aber daran? da kann ja der liebe Gott nicht anders, er muß die Menschen bisweilen an einander gerathen lassen, daß sie sich herum balgen, hauen und schießen, damit sie doch einmal zu Verstande kommen und einsehen, daß man bey Krieg und Streit keine Seide spinne*). Wenn sich einmal ein Feldprediger eine Kanzel von Toden auf einem Schlachtfelde bauete, träte darauf und sagte: lieben Leute, liebet eure Feinde! denn ihr seht ja an den vielen Leichen und Krüppeln, die um euch herum liegen und wimmern, was dabey heraus kommt, wenn man seinen Feind nicht liebt: so dächte ich, sollten doch alle einen Abscheu gegen Krieg und Streit bekommen.

W. Mir

*) Nichts gewinne.

W. Mir kommt es selbst so vor. Gleichwohl hat der liebe Gott diese Predigt wohl hundert tausendmal schon gehalten. Hundert tausend Schlachten sind wohl schon gehalten worden, die Menschen haben es gesehen, mit ihren eigenen Augen, was bey dem Kriege heraus kommt. Sind sie aber besser oder klüger geworden? der Krieg geht noch immer fort, wie er vom Anfange der Welt her gegangen ist.

B. Oho! das leugne ich. Ich habe zu Hause ein altes Historienbuch, wenn ich da lese, wie es sonst in der Welt hergegangen ist, und wie es jetzt zugeht, so kömmt es mir vor, als wenn ich im lieben Himmel lebte.

W. Freylich wohl bey uns, wo itzo kein Krieg ist. Wenn er aber bey Chotzim oder Belgrad wäre, so sollte er wohl aus einem andern Loche pfeiffen *). Da geht es ja noch eben so zu, wie in alten Zeiten.

B. Das glaubt er, lieber Herr Gevatter, weil er die alten Geschichten nicht gelesen hat. Mir kommt es aber ganz anders vor, seitdem ich bisweilen in meinem alten Historienbuche lese. Vor alten Zeiten, da war es ein Jammer im Kriege! da hieb der Feind Mann, Weib, Kind, alles tod, plünderte alles, und was er nicht mit sich wegschleppen konnte, das versengte und verheerte er. Itzo, das kann er mir doch nicht ableugnen, geht es ganz anders im Kriege zu. Da geht der Soldat auf den Soldaten los, haut und schießt

*) Ganz anders reden.

schießt auf ihn; der andere Soldat wehrt sich seiner Haut. Wenn er aber ruft Pardon! so bekommt er Pardon, man nimmt ihn gefangen, und, wenn er bleßirt ist, so läßt man ihn heilen. Wer nicht Soldat ist, der Bürger, der Bauer, die Weiber, die Kinder, denen wird kein Haar gekrümmt. Man läßt sich im Feinds Lande zwar Geld bezahlen, treibt Fourage ein, man sengt und brennt und verwüstet aber doch nicht so, wie es in alten Zeiten gebräuchlich war.

Ich will itzo von den Preußen, Oesterreichern, Sachsen, Hessen und Hannoveranern gar nicht reden, die alle Welt als Soldaten lobt, die auch gegen Feinde barmherzig sind. Nehme er nur die Croaten! Im dreyßigjährigen Kriege nahmen sie Magdeburg ein, und säbelten da, ohne Unterschied, alles nieder, was Leben hatte. Der alte Mann, die schwangere Frau, das Kind, der Säugling, kurz alles wurde nieder gemacht. Die kleinen Kinder spießten sie an, trugen sie herum und wollten sich halb tod lachen, wann sie recht ängstlich wimmerten. Wann sie des Metzelns müde waren, so schleppten sie die Toden zusammen, setzten sich darauf, und soffen einander Gesundheiten zu.

W. Daß Gott erbarme!

B. Und nun nehme er unsre Croaten, wie sie itzo sind! hat er je von ihnen solche Grausamkeiten gehört? Es ist wahr, auf den Feind, der Gewehr hat, gehen sie ohne Barmherzigkeit los, aber sie verschonen doch den Bürger und Bauer, die Frau, die Kinder:

und

und wenn selbst der Soldat ruft: Pardon! so erhält er ihn gewiß. So gut sind itzo die Menschen, selbst die Croaten.

Und was hat die Menschen gebessert? ich glaube; zum Theil, der Krieg. Denn je grausamer sie gegen den Feind waren, desto grausamer war dieser gegen sie; je gelinder sie ihn behandelten, desto gelinder gieng er mit ihnen um. Weil sie nun mit ihren eignen Augen sahen, daß bey der Grausamkeit nichts heraus komme, so gewöhnten sie sich nach und nach das barbarische Wesen ab.

W. Das Ding läßt sich hören, aber —

B. Ja ich glaube wohl, daß er noch viele Aber vorbringen kann. Itzo kann ich ihm aber nicht drauf antworten, weil ich wenig Zeit habe. Nächstens ein Mehreres.

## Siebenzehntes Gespräch.

### Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber die Fliederblumen.

Wirth. Vor den Guckguck! was hat er denn in seinem Ranzen? man riecht ihn ja weiter, als man ihn sieht.

Bote. Da habe ich auf dem Wege eine Parthie Fliederblumen *) eingesammelt.

W. Flie-

*) Die Blüten vom Hollunderstrauche.

W. Fliederblumen? Was will er damit machen?

B. Ja mein lieber Herr Gevatter, wenn er wüßte, was für eine Kraft in dem Flieder steckt, er gienge niemals für einem Busche vorbey, ohne dem lieben Gott in seinem Herzen zu danken, daß er uns diese herrliche Pflanze gegeben hat. Da steckt die eigentliche Goldtinctur! der Lebensbalsam, die Wunderessenz, die Universalmedicin!

W. Nu! Nu! es wäre an einem genug! sag er mir nur, was er damit machen will?

B. Seh er, so bald ich nach Hause komme, so ist mein erstes, daß ich die Blumen ganz dünne neben einander in ein Sieb lege, und sie an einen Ort setze, wo die Luft durchziehen, aber die Sonne nicht hin scheinen kann. Wenn die Sonne darauf schiene, so würden die Blumen bald so dürre werden, daß sie sich zu Pulver zerrieben. Sobald die Blüten nun getrocknet sind, so thue ich sie in eine Schachtel, und setze sie an einen trocknen Ort. Nun kommen bisweilen die Fälle, daß es mir, oder einem meiner guten Freunde, nicht wohl wird, einmal will der Magen nicht recht verdauen, es ist einem übel, man hat keinen rechten Appetit zu essen, das anderemal hat man sich etwa erkältet, der Schweiß ist zurück geschlagen, und es liegt einem in allen Gliedern. Sobald ich nun so etwas merke, so laufe ich, so weit mich meine Beine tragen, und, wenn ich merke, daß es im Magen nicht richtig ist: so setze ich einmal eine Mahlzeit aus, und rathe, in der-

gleichen Fällen, allen meinen Freunden dazu. Hilft dieses nicht — nun so nehme ich meine Zuflucht zum Flieder, nehme etwa ein Paar Blumen davon, gieße ein Nösel kochend Wasser darauf, lasse es etwa eine halbe Viertelstunde darüber stehen, dann trinke ich eine Schaale voll, nach der andern davon. Sein Merseburger unverachtet! aber der Fliederthee schwimmt oben *). Wenn man so ein Paar Tassen im Leibe hat, so wirds einem so wohl! so wohl! der Magen wird durchwärmt, man bekömmt ein sanftes Schweißchen, und ehe vier und zwanzig Stunden ins Land gehen, so lauft man davon wie eine Wachtel.

W. Das wäre ja curios? Auf die Art könnte ja jeder Mensch sich selbst helfen?

B. Das könnte man auch, mein lieber Herr Gevatter! Aber gar wenige Leute glauben an solche Sachen. Wenn eine Wunderessenz ausposaunt wird, oder ein Marktschreyer durch den Hanswurst seinen Quark anpreisen läßt, so reissen und zerren sie sich darum. Wenn man aber räth, sie sollen Fliederthee trinken, ach! sprechen sie, was will denn das helfen? Da habe ich alleweile **) das leibhaftige Exempel an seinem Nachbar gesehen, der traf mich eben an, da ich Fliederblumen pflückte. Was will er denn mit dem Plunder machen? fragte er. Das will ich mir einsammeln, sagte ich, damit ich mir damit helfen kann, wenn mir etwa einmal etwas zustoßen sollte. Mit

*) Hat den Vorzug.

**) Eben itzo.

Mit Flieder? antwortete er. Das ist ja Unkraut, und gieng fort, und wollte sich entzwey lachen.

W. Ich will mir das doch hinter die Ohren schreiben*). Aber das ist doch auch nicht recht, daß er daher kommt, und pflückt uns unsern Flieder weg. Er könnte ja zu Hause genug einsammeln.

B. Das schadet ihm und seiner Gemeinde so wenig, als wenn ich Brennesseln abpflücken wollte. Denn ihr Leute estimirt ja den Flieder nicht. Bey uns ist er aber nicht zu haben.

W. Kein Flieder? ich dächte der wüchse allenthalben. Das ist ja Unkraut.

B. Büsche genug giebt es bey uns, aber keine Blumen. Das kommt daher. Vor etlichen Jahren hielt unser Herr Pfarrer eine Predigt, über die Worte: **ich bin der Herr dein Arzt,** die ich nicht vergessen werde, so lange meine Augen offen stehen. Ich glaube ich habe noch ein Stückchen davon in meiner Schreibtafel — ja da ists:

„Meine lieben Zuhörer! der liebe Gott ist noch eben so wohl unser Arzt, wie in dem alten Testamente. Er stellt alle Tage seine Arzneyen aus. Auf den Wiesen, auf den Bergen, in den Wäldern, wachsen so viele Wurzeln, Kräuter, Blumen, die für alle mögliche Krankheiten gut sind. Wer achtet aber darauf? da blüht z. B. der schöne Flieder! mit dem man sich in gar vielen Fällen helfen, und schweren Krankheiten vor-



*) Ich will es merken.

vorbeugen kann. Wer sammelt ihn aber ein? Wenn aber ein Marktschreyer kommt, und bietet seine Waare aus, da lauft ihm alles zu. So verlassen die Menschen den Herrn ihren Arzt, und suchen bey Marktschreyern Hülfe. Kann da der liebe Gott helfen, wenn die Menschen die Arzneyen, die er für sie bereitet hat, nicht brauchen wollen? Ists hernach zu verwundern, wenn Fieber, Gicht, Schwindsucht, Zahnschmerzen und eine Menge andere Quaalen sie peinigen?

Verlaßt den Herrn euern Arzt nicht! Sammlet itzo Flieder ein, da er blühet, und, wenn ihr nicht wißt, wozu ihr ihn gebrauchen sollt, so kommt zu mir, und ich will es euch sagen."

Was geschah? Denselbigen Nachmittag schon, gieng jung und alt aus, und sammlete Flieder ein. Gegen Abend umringten sie des Herrn Pfarrers Haus, und fragten, was sie denn nun mit dem Flieder eigentlich machen sollten? Da sagte es ihnen der Herr Pfarrer gerade so, wie ich es ihm gesagt habe.

Von der Stunde an ists ganz anders in unserm Orte geworden. Sonst war da ein ewiges Kränkeln und Siecheln. Einer hatte das kalte, der andere das hitzige Fieber, der dritte die rothe Ruhr. Seit der Zeit aber, daß die Leute angefangen haben, den Fliederthee, nach des Herrn Pfarrers Vorschrift, zu gebrauchen, sind sie so munter, wie die Hirsche, und von Fiebern hört man bey uns fast gar nichts mehr.

# Achtzehntes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber allerley Materien.

Bote. Da hätten wir also wieder ein halbes Jahr durchlebt!

W. Ja wohl! ja wohl! und ist mir weggegangen, ich weiß nicht wie. Meiner Treue!*) es kommt mir vor, als wenn es erst vier Wochen wären, daß er mir am Neujahrstage das Wünschen abgewöhnen wollte.

B. Wollte? also habe ich es ihm nicht abgewöhnet?

W. Doch ein Bischen! ich bin doch seit der Zeit vergnügter geworden und wünsche bey weiten nicht mehr so viel wie sonst.

B. Ich wollte, er gewöhnete es sich ganz ab, so würde er noch weit zufriedner leben.

W. Ich will sehen, wie weit ichs bringen kann, denn ich sehe wohl, daß bey dem Wünschen nichts herauskömmt. Da war mein Vetter Baltzer, der hat sich immer nichts mehr gewünscht, als daß sein Schwiegervater sterben möchte, und ließ über dem Hoffen auf eine reiche Erbschaft, seine ganze Wirthschaft in Unord-

*) Wahrhaftig.

ordnung kommen. Tausendmal habe ich es ihm gesagt: Vetter! Vetter! verbessert eure Haushaltung, nehmt den Acker besser in Acht, düngt die Wiesen! Da war seine ewige Ausrede *): laßt mich nur bezähmen **)! wenn erst mein Schwiegervater die Augen zu thut, dann soll es ganz anders gehen! Gestern hat der Vetter die Augen zu gethan, und seinem Schwiegervater stehen sie noch immer offen. Was hat ihm nun sein Wünschen geholfen?

B. Da ists so recht eingetroffen, wie in der Bibel steht: **der Faule stirbt über seinem Wünschen.** Hätte der gute Mann nichts auf den Tod seines Schwiegervaters gerechnet, und seine Wirthschaft besser eingerichtet, so würde er von alle den Sorgen und dem Kummer nichts gewußt haben, unter denen er sein Bischen Leben zubrachte.

W. Ja wohl! ja wohl! es geht doch immer von meinen Schulkameraden einer nach dem andern aus der Welt. Wenn ich an sie zurückdenke, und zähle sie itzo zusammen, so bringe ich ihrer nicht mehr als viere heraus. Die andern sind alle gestorben und verdorben.

B. Sonderbar! und er ist doch eben noch kein alter Mann. Vielleicht lebten sie alle noch, wenn —

W. Nun was will er denn mit seinem Wenn?

B. Wenn sie gelernt hätten, wie der Mensch seine Gesundheit und sein Leben erhalten müsse.

W. Da

*) Antwort. **) gehen.

W. Da müßte man viel zu lernen haben. Wir können doch nicht alle auf die Universität ziehen.

B. Das wäre nun wohl eben nicht nöthig. Ziehen denn die Hirsche auf die Universität? Und doch wissen sie ihre Gesundheit und ihr Leben zu erhalten.

W. Dasselbige ist nun wahr. Da wird man doch mein Lebtage keinen todten Hirsch finden, er müßte denn vorher angeschossen, oder im Winter vor Hunger crepirt seyn.

B. Oder müßte so eine Seuche unter sie kommen, wie unter den Menschen die Pest ist.

W. Man sollte nun meynen, der Mensch müßte noch besser verstehen seine Gesundheit und sein Leben zu erhalten, denn er hat ja Verstand. Und wenn ichs bey Lichte besehe *), und gehe alle Arten von Thieren durch, Maulwürfe, Hamster, Mäuse, Hasen, Rehe, so sind doch warlich nicht so viele Krankheiten unter ihnen, als unter den Menschen. Wie geht denn das zu?

B. Das will ich ihm sagen: die Menschen wenden ihren Verstand zu allem Möglichen mehr, als zur Erhaltung ihrer Gesundheit und ihres Lebens an. Sie lernen Schuhe machen, Leinewand weben, den Acker bauen, Rindvieh, Schafe, Pferde erziehen, Landcharten und Uhren machen, sich selbst aber gesund zu erhalten und sein Leben zu verlängern, das lernt fast kein Mensch. Da geh er doch durch sein Dorf



*) Wenn ichs recht überlege.

bey alle Nachbaren und frage, wie man Roggen, Weizen, Gerste, Hafer bauen müsse, sie werden es fast alle wissen. Nun frage er aber weiter, was muß ich denn thun, daß ich keine böse Augen, keine Gicht, kein Fieber, keine güldene Ader, keine Schwindsucht bekomme? Und wenn er in seinem ganzen Dorfe einen Einzigen findet, der ihm etwas Vernünftiges darauf antworten kann, so will ich verloren haben. Und so ists nicht nur in seinem Dorfe, so ists fast in allen Dörfern. In Städten ist es noch weit schlimmer. Da sind die Krankheiten recht zu Hause, und die Leute sterben weg wie Mücken und Maden.

W. Recht hat er wohl. Wenn er aber so ein großes Maul hat, so sag er mir doch, weiß er denn, wie der Mensch seine Gesundheit und sein Leben erhalten müsse?

B. Ja das weiß ich seit vorigem Jahre.

W. Wie ist es denn zugegangen, daß er, seit dieser Zeit, auf einmal so klug geworden ist?

B. Das will ich ihm sagen: voriges Jahr hatte ich einen Brief wegzutragen, und fand unterwegs einen Beutel voll Louisd'or, ich glaube es waren über hundert Stück.

W. Das lasse ich gelten! Wenn ich doch auch einmal so einen Fund thäte! das sollte mir, bey Ausstattung meiner Tochter, gut zu statten kommen.

B. Ich steckte den Beutel ein, gieng fort, und da ich des Abends in den Gasthof kam, hörte ich, daß von nichts, als von einem Beutel voll Geld ge-

spro-

sprochen wurde, den ein vornehmer Herr verloren hätte. Ich ließ mich nichts merken, sondern fragte nur, wo der vornehme Herr logire? Da ich nun hörte, daß er in dem nämlichen Gasthofe logire: so schlich ich mich zum Hausknechte, und ließ mich zu ihn führen.

Es war ein Herr, so schön, wie ein Engel. Seine Haare waren so weiß, wie ein gefallner Schnee, und gleichwohl sah er, so frisch und roth, wie ein vierzigjähriger Mann aus. Sind Sie, fragte ich, der Herr, der den Beutel mit Gelde verloren hat? Ja, antwortete er, der bin ich. Kann er mir, fragte er, etwa dazu verhelfen?

Nun ließ ich mir sagen, wo er den Beutel verloren, wie er ausgesehen hätte, und was für Münzsorten darinnen gewesen wären. Da dieß nun alles eintraf: so zog ich den Beutel heraus, und sagte: ist er das?

Wahrhaftig, sagte er, das ist er. Nun da freue ich mich doch herzlich! nicht so wohl über das Geld, das ich wieder bekomme, sondern darüber, daß ich einen ehrlichen Mann mehr habe kennen lernen. Er wollte sich eben zu Tische setzen, und es half nichts dafür, ich mußte mit ihm essen! das Essen schmeckte mir gut, das kann ich nicht leugnen, aber noch viel besser schmeckten mir die Gespräche, die er führte. Herr Gevatter! so habe ich in meinem Leben keinen Menschen sprechen hören.

Da das Gläschen Wein kam, brachte er mir eine Gesundheit zu, die hieß: alle brave Leute! hernach

nach sagte er: lieber Freund, wenn das Geld ein andrer gefunden hätte, so hätte ich vielleicht nichts wieder bekommen. Seine Ehrlichkeit hat es mir wieder verschafft. Es ist also billig, daß wir mit einander theilen — und nun zog er den Beutel heraus.

Lassen Sie ihn ja stecken! sagte ich. Ich nehme keinen Pfennig an.

Und warum nicht? fragte er heftig.

Deswegen, sagte ich, weil mir geschenktes Geld nicht viel Freude macht. Ein halber Gulden, den ich durch Nachdenken und Fleiß mir erwerbe, ist mir lieber, als 10 Louisd'or, die mir geschenkt werden!

Mann! Mann! sagte er, und sahe mir starr in die Augen, so viel Verstand hätte ich in ihm nicht gesucht. Recht hat er! das kann ich ihm nicht leugnen.

Nun schwieg er ein Weilchen, hernach faßte er meine Hand und sagte: nun, weil er denn kein Geld annehmen will: so will ich ihm ein Präsent machen, das mehr, als ein ganzer Sack voll Gold, werth ist. Erstlich die Kunst sich immer so viel Geld, als man braucht, zu verschaffen, zweytens die Kunst immer gesund zu bleiben. Und nun discurirte er mit mir darüber bis um 12 Uhr.

W. Ich glaube, das ist ein Goldmacher gewesen. Aber wird er mir denn von seinem Schatze auch etwas zukommen lassen?

B. Nach und nach, wenn es das Gespräch so mit sich bringt.

Neun=

# Neunzehntes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber die Receptbücher.

Wirth. Nun thue er mir nur nicht so dicke*) mit seiner Kunst, die Gesundheit und das Leben der Menschen zu erhalten! Itzo weiß ich auch, wo Bartel Most holt**).

B. Das soll mir lieb seyn. Darf ich das Geheimniß auch wissen?

W. Da habe ich vorige Woche ein Buch gekauft, das ist gar ein herrliches Buch! da steht doch für alles etwas darinne! für Kopfschmerzen, Kolik, Wassersucht, kalten Brand, Summa Summarum für alle Krankheiten, sie mögen heisen, und Namen haben, wie sie wollen.

B. Und das ist ihm so viel nütze, als einem Kinde ein spitziges Hölzchen.

W. Er meynt also wohl, er hätte das Monopolien in der Kunst die menschliche Gesundheit und das menschliche Leben zu erhalten? und nun sollten alle Leute, wenn ihnen etwas fehlt, zu ihm kommen? das wäre doch ein hübsches Schmeergrübchen***) für ihn?

B. Da

*) So groß.

**) Worauf es eigentlich ankomme.

***) Goldgrube.

B. Da irrt er sich gewaltig, Herr Gevatter. Ich will ihm aber nur ein Gleichniß geben. Wenn einer ihn die Kunst lehren wollte, den Klee so zu trocknen, daß er in der Scheuer nicht schimmlicht würde: ein anderer hingegen wollte ihm das Geheimniß mittheilen, verschimmelten Klee so zuzurichten, daß ihn doch noch das Vieh fräße, welcher wäre ihm wohl der liebste?

W. Versteht sich der erstere!

B. Und warum denn der erstere? Wenn man einen Schober verschimmelten Klee über dem Halse hat, weiß nicht wo ein und wo aus damit, da muß einem doch ein unaussprechlicher Gefallen geschehen, wenn sich ein guter Freund findet, der guten Rath giebt, wie man ihn noch benutzen kann.

W. Das ist wohl alles wahr. Aber besser ist besser, verschimmelter Klee wird doch niemals so gut, als solcher, der nicht verdorben ist.

B. Aber es ist doch gut, wenn man den verschimmelten Klee noch benutzen kann?

W. Ists denn nicht besser, wenn ich ihn nicht verderben lasse? da habe ich ja alle die Mühe und Unkosten nicht?

B. Mir kommt es selbst so vor. Wenn ich mir aber nun den menschlichen Körper so vorstelle, wie einen Schober Klee?

W. Das Gleichniß, nehme er mir es nicht übel! paßt, wie eine Faust aufs Auge.

B. Freylich paßt es nicht ganz! Ein Bischen paßt es aber doch! der menschliche Körper wird krank, und der Klee schimmelt. Welches ist denn nun besser? den Körper vor Krankheit zu verwahren? oder ihn krank werden lassen, und ihn hernach wieder gesund machen wollen?

W. Aha! Nun weiß ich wo er hinaus will. Das erstere ist freylich besser. Wenns nur möglich wäre!

B. Nichts leichter als dieses! Ehe traue ich mir zu, hundert Leute gesund zu erhalten, als einem Wassersüchtigen oder Schwindsüchtigen seine Gesundheit wieder zu verschaffen.

W. Es soll mir lieb seyn, wenns wahr ist. Aber einmal ist es nun nicht anders und ist nicht anders. Die Krankheiten sind nun einmal da. Ich mag beynahe ansehen, wen ich will, so fehlt einem jeden etwas — die Leute wollen doch Hülfe haben. Sollen sie denn keine Hülfe suchen?

B. Wenn sie zu haben ist, warum denn das nicht? Aber nur nicht aus Büchern!

W. Ja was schwatzt er denn da? Hat er denn nicht gehört, daß die Gespräche, die wir mit einander halten, gedruckt werden? das wird ja am Ende auch ein Buch?

B. Das ist wohl wahr! aber er wird auch wohl merken, daß ich verzweifelt sparsam mit Arzneyen bin. Seine Tochter setzte mir, da ihre Kinder die Blattern hatten, so sehr zu, daß ich ihr Arzney recommandiren

soll.

sollte, ich ließ es schöne bleiben. Ein Bischen Rhababer, das war alles, wozu ich rieth, und vor ein Paar Wochen empfahl ich den Flieder. Wenn er aber glaubt, daß sein medicinisches Buch so vortreflich sey, so schlag er doch auf und lese mir das erste, das beste vor, das ihm in die Hände fällt.

W. Gut! Hör er also: wider den Kopfschmerz! Nimm Feldpoley! schlage ihn in ein Tüchlein! lege ihn auf das Haupt!

B. Genug! genug! kein Wort mehr! Weiß er denn, woher der Kopfschmerz entsteht?

W. Ei das geht mich nichts an, wenn ich ihn nur curiren kann.

B. Ja und wenn er das nicht weiß, so kann er ihn auch nicht curiren. Einmal entsteht Kopfschmerz von schlechter Verdauung, ein anderesmal von dickem Blute, ein drittesmal von Erkältung, und wer weiß aus was für andern Ursachen noch Kopfschmerz entsteht! Wenn ich nun die Ursache vom Kopfschmerze nicht weiß, wie kann ich ihn denn vertreiben?

W. Je da leg ich Feldpoley auf den Kopf?

B. Ich will ihm einmal etwas erzählen! Es waren einmal zwey Nachbaren, die giengen des Morgens aus, ihre Wiesen zu besehen. Da hatten sie nun beyde gar einen traurigen Anblick! die Wiesen waren überschwemmt, weil es die Nacht zuvor stark geregnet hatte. Beyde suchten Hülfe. Hinz bot alle sein Gesinde und Taglöhner auf, ließ einen Damm um die

Wiese

Wiese ziehen, arbeitete sich ganz außer Odem und — half alles nichts. Wenn er ein Stückchen Damm fertig hatte, so riß es das Wasser wieder ein. Kunz schlich immer herum, suchte und suchte, und machte keinen Damm. Endlich entdeckte er, wo denn eigentlich die Ueberschwemmung herkäme, und fand, daß der Fluß das Ufer durchbrochen hatte. Sogleich rief er seinen Knecht herbey, ließ ein Paar Pfähle einrammeln, mit Weidenzweigen verflechten, und Rasen dazwischen stecken. Wer war denn nun der klügste? Hinz oder Kunz?

W. Je das versteht sich — Kunz!

V. Nun stelle er sich einmal den Schmerz vor, wie eine Ueberschwemmung. Wer ist denn der klügste? Der, der dem Theile helfen will, wo der Schmerz ist, oder der, der das Fleckchen aufsucht, woher der Schmerz kommt, und da zu helfen sucht?

W. Freylich der letztere.

V. Also nutzte denn das ganze Receptchen: nimm Feldpoley u. s. w. nichts. Nun schlage er noch einmal auf!

W. Nimm Tausendgüldenkraut —

V. Genug! kennt er denn das Tausendgüldenkraut?

W. Das kenne ich freylich nicht. In der Apotheke wird es ja wohl zu haben seyn.

V. Wenn es nun aber gerade ein Kraut wäre, das der Apotheker nicht hätte? wie da?

W. Da

W. Da müßte ich es suchen.

B. Und bekäme dann wahrscheinlich ein unrechtes, womit er übel ärger machte. Ich will ihm einmal sagen, was der Herr, von dem ich ihm letzthin erzählte, davon hielt.

W. Wie hieß er denn?

B. Galenus. Herr Galenus meynte also: ein krankes Pferd befände sich nicht wohl, und ein krankes Rind befände sich nicht wohl. So wäre es auch mit dem Menschen. Ein kranker Mensch befände sich auch nicht wohl.

W. Wenn das die Weisheit alle ist! das habe ich ja als ein Schulknabe gewußt.

B. Desto besser! Nun meynte aber Herr Galenus weiter: wenn also die Menschen sich wohl befinden, glücklich leben wollten; wenn die Erde kein Thränenthal mehr seyn sollte: so müßten sie vor allen Dingen erst recht gesund werden. Und dazu gehöre dreyerley:

1) Daß sie lernten ihre Gesundheit erhalten.

2) Daß, wenn sie kränklich würden, sie gleich untersuchten, woher ihre Kränklichkeit eigentlich komme?

3) Daß sie angeführt würden, die Mittel selbst kennen zu lernen, womit sie sich helfen könnten, damit es mit ihnen nicht zu einer schweren Krankheit komme.

# Zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten, und Wirthe.

## Ueber das Noth- und Hülfsbüchlein.

Bote. Heute schenkt er mir ein Glas von seinem besten Merseburger ein, wenn er sieht, was ich ihm mitbringe.

W. Etwa das Noth- und Hülfsbüchlein?

B. Getroffen! hier ist es!

W. Nun da freue ich mich drauf, wie das Kind auf den heiligen Christ. Dortchen! hole einmal eine Bouteille Merseburger herauf, von No. 1.

Gebe er es doch geschwinde her! ists denn wirklich so gut ausgefallen, wie man geglaubt hat?

B. Ich will ihm etwas draus vorlesen, dann sage er mir selbst seine Meynung davon! Es hat das Büchlein drey Theile. Der erste zeigt: **wie man vergnügt leben könne.**

W. Das ist nun schon viel werth. Was hilft mir alles in der Welt, wenn ich nicht vergnügt bin.

B. Der andere zeigt: **wie man reicher werden könne.**

W. Nun! da bin ich doch begierig drauf. Wenn ich sehe, wie erbärmlich sich manche Leute behelfen müssen, und oft die Sonne mehr im Hause haben, als das liebe Brod: da dauert es mich immer gar sehr.

Und gleichwohl sind solche Leute meistens selbst an ihrer Noth Schuld, weil sie alles verkehrt anfangen. Aber woher kommts? es ist ihnen nicht gesagt worden, wie sie eine Haushaltung einrichten und führen sollen. Lese er doch weiter!

B. Der dritte Theil enthält **die Hülfsmittel wider die meisten Nothfälle des Lebens,** wo sich nämlich die Menschen unter Gottes Beystande selbst helfen können.

W. Das ist wieder gut. Wenn man mannichmal in Noth kömmt, so gäbe man gern das Hemde vom Leibe, wenn man nur einen guten Rath bekommen könnte. Wie stehts denn aber mit der Ausführung? steht denn auch alles so im Büchelchen, wie es der Titel besagt? ist denn auch alles probat?

B. Wir wollen sehen! schlag er einmal selbst auf, wo er will! (der Wirth schlägt auf) nun laß er doch sehen, was er aufgeschlagen hat!

„Weil aber der menschliche Leib so sehr künstlich gebauet ist: so muß man nicht denken, daß eine jede Krankheit sich so geschwind heilen ließe, wie etwa der Schneider einen Lappen auf ein Loch flicket. Denn der Arzt kann die Arzeney nicht gerade an den kranken Theil z. E. an die Lunge, die Leber, ins Blut hinbringen; er müßte ja sonst den Leib aufschneiden; sondern sie kommt in den Magen, wird darinne ordentlich verdauet, das beste davon gehet in den Milchsaft, aus diesem ins Blut, und wird durch dem Umlauf des

Bluts in dem ganzen Leibe und allen Gliedern herum geführt. Sie kann nur allmählich helfen, indem sie nach und nach die Säfte verbessert: eben so wie einem kranken Baume nicht auf einmal zu helfen ist; sondern wenn man Mistlache an die Wurzel gießt, es eine gute Zeit dauert, bis die nahrhaften Säfte in den Aederchen des Baums in die Höhe steigen, und den Zweigen neue Kraft mittheilen. Muß man doch bey einem Beinbruche und bey äußerlichen Wunden oft lange Geduld haben, bis die Heilung folgt: desto mehr sollte man bey innerlichen Krankheiten Geduld haben, da der Arzt nicht in den Leib sehen kann; desto accurater sollte man seine Vorschriften befolgen und nicht gleich, wenn die Besserung verzögert, zu einem andern Arzte laufen, oder einnehmen, was die Nachbaren, Gevattern und Freunde anrathen, welche nichts von der Sache verstehen.

Dabey ist jedoch zu merken, daß es mit der Gesundheit beschaffen ist, wie mit einer Mühle. Der Müller wird gewiß nicht eher daran flicken und repariren, bis etwas daran entzwey gegangen oder verrückt ist. Also muß man auch keine Arzeney brauchen, es sey, welche sie wolle: bis man es nöthig hat. Und dieses ist besonders mit dem Aderlassen und Purgiren oder Laxiren zu beobachten. Das Aderlassen ist ein sehr gutes Mittel bey Schlagflüssen, gefährlichen Wunden, Entzündungskrankheiten, Blutspeyen und andern Nothfällen, das Leben zu erretten. Auch

ist es ein Vorbauungsmittel für vollblütige Personen. Wenn bey diesen der Puls härter und stärker schlägt, als sonst; wenn sie röther aussehen, eine Schwere und Trägheit in den Gliedern spüren, unruhig schlafen, oft aufwachen, zuweilen von Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, Kopfschmerzen, Hitze vor der Stirn, oder Nasenbluten befallen werden; oder wenn sie oft ein Jucken am Leibe fühlen, und sind doch nicht krätzig: für diese ist ein Aderlassen dienlich. Dagegen giebt es auch Fälle, z. E. faule Fieber, Entkräftung, wo es so gut ist, als schlüge man den Patienten mit der Hand tod, wenn man ihn zur Ader läßt. Im Anfange einer hitzigen Krankheit, und wenn es nicht beym Fieber-Frost, sondern nach demselben beym Anfange der Hitze geschieht, ist das Aderlassen gut: aber wenn die Krankheit schon mehrere Tage gedauert hat, ist es gefährlich und darf nicht ohne Vorwissen des Arztes geschehn. Daher es auch an vielen Orten den Barbierern verboten ist, in solchen Fällen zur Ader zu lassen. Die Gewohnheit, daß gesunde Leute jährlich ein oder etlichemal zur Ader lassen, nachdem sie im Calender geguckt haben, ob es gut sey; so auch, daß alle Weiber während der Schwangerschaft etlichemal lassen, ist gut für die Barbierer, welche jährlich ein paar Groschen damit verdienen. Es wäre aber besser, man gäbe ihnen das Geld lieber umsonst, als daß man sich unnöthiger Weise das Blut abzapfen läßt. Denn häufiges Blutlassen macht alt und

schwach

schwach vor der Zeit, erregt Flüsse, Wassersucht und andere schlimme Zufälle. Am wenigsten dient es aber alten, kraftlosen, blassen, oder armen Leuten, die wenig Fleisch essen. Solchen ist jeder Aderlaß ein Nagel zum Sarge. Man muß daher nicht eher dazu schreiten, als bis es höchst nöthig ist; oder bis es der Arzt verordnet. Und eben so ist es auch mit dem **Purgiren** oder **Laxiren** beschaffen. Dieses muß nicht alle Jahre und zu gewissen Zeiten geschehen: sondern nicht eher, als wenn der Magen verdorben ist, oder wenn es der Arzt bey einer Krankheit vorschreibt. Es gilt auch hier, was die Schrift sagt: **Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.**"

W. Das ist wieder vortreflich. Wenn die Leute bedächten, daß die Krankheiten sich nicht so geschwinde heilen ließen, wie der Schneider einen Lappen auf ein Loch flicket, so würde mancher nicht so in seine Gesundheit hineinstürmen. Und in dem, was er vom Purgiren und Aderlassen sagt, mag er auch wohl Recht haben. Ich habe so viele Leute gekannt, die weder purgirten, noch Ader liessen, außer wenn es die Noth erforderte, und die doch so gesund und stark waren, daß man seine Freude dran sahe; und kenne wieder andre, die thun es nicht anders, als daß sie zu gewissen Zeiten Purgiren, Aderlassen, obendrein auch wohl noch Schröpfen, und die immer herum schleichen wie die Schatten.

Ich freue mich schon auf den Sonntag! da will ich auch nicht eher aus der Stube gehen, bis ich das Büchelchen durchgelesen habe.

B. Und wenn er es gelesen hat, so lasse er es seine Nachbaren lesen. Das Gute muß man befördern und verbreiten, so viel nur möglich ist.

W. Je das versteht sich, daß ich das thun werde. Ists denn wahr, daß das Büchelchen 30000mal ist gedruckt worden?

B. Wenigstens.

W. Ey ihr Leute! ihr Leute! Wenn nun die dreyßig tausend, die das lesen, alle aus ihrer Noth befreyet werden, muß das für den Verfasser nicht eine Freude seyn!

B. Nun damit wird es sich wohl noch halten lassen. Es ist nicht genug, daß man das Büchelchen liest, man muß auch thun, was drinne steht. Aber es giebt gar viele, die dazu keine Ohren haben, und die, wenn man ihnen einen guten Rath giebt, wohl sprechen: es ist alles gut, aber ich thus doch nicht; das ist bey uns der Gebrauch nicht so.

W. Solchen Leuten wird denn nun freylich das Büchelchen nichts helfen, wenn ich aber auch nur 3000 annehme, die darnach thun, und vergnügter werden, ein besseres Auskommen kriegen, und sich aus ihren Nöthen helfen, so ist ja das schon Freude genug für den Verfasser. Geh ich doch schon vergnügter zu Bette, wenn ich nur einem Menschen einen Gefallen habe thun können.

B. Dar-

B. Darinne hat er Recht; und er kann daraus sehen, was ein Mensch Gutes stiften kann, wenns ihm ein Ernst ist, Gutes zu thun.

W. Vor den Guckguck! wenn mich doch mein Vater auch hätte studiren lassen!

B. Und warum?

W. Daß ich auch so viel Gutes stiften könnte!

B. Ha! ha! ha! Das Studiren machts nicht aus lieber Herr Gevatter! Wenn durchs Studiren allein Gutes gestiftet werden könnte, so müßte ja das menschliche Elend lange aus der Welt hinaus seyn; da gewiß Jahr aus Jahr ein: wenigstens zehn tausend, auf den deutschen Universitäten studiren. Es kömmt alles darauf an, daß es einem ein Ernst sey, Gutes zu thun. Ist das, so kann man in jedem Stande Gutes stiften.

W. Aber doch nicht so viel. Wenn ich nun auch einem ehrlichen Menschen zu einem Stückchen Brod helfe, was ist denn das?

B. Gott segnet auch das Wenige, wenn wirs nur gut meynen. Der ehrliche Mann, dem er zu Brode hilft, wird vielleicht dadurch in den Stand gesetzt, nun sein Lebelang Gutes zu thun, und hat vielleicht unter seinen Kindern eins, daß einst ganze Länder belehrt und in bessere Umstände versetzt.

W. Ja wenn mans so nehmen will!

B. So muß mans aber nehmen, und so nimmts auch der liebe Gott. Sonst wüßte ich gar nicht, was

die Bibel damit haben wollte, wenn sie verspricht: daß auch der Becher kaltes Wasser, womit wir andere erquicken, vergolten werden sollte.

## Ein und zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber den Krieg.

Wirth. Wie stehts denn mit Belgrad? ists denn noch nicht erobert?

B. Ich weiß von Nichts! Es geht überhaupt so langsam, so langsam, daß ich aus der Sache gar nicht klug werden kann. Bey alle dem verliehrt der Kaiser einen Mann nach dem andern, einen im Lazarethe, den andern im Scharmützel. Glaubt er wohl, daß er in vier Monaten über 21,000 Mann eingebüset hat?

W. Ei ihr Leute! Ich glaube, daß es nicht gar viele Städte in Deutschland giebt, wo 21,000 Menschen wohnen.

B. Nicht gar viele.

W. Wenn nun einmal so eine Stadt ausstürbe, was da für ein Reden und Sagen seyn würde. Im Kriege wird aber so etwas gar nicht ästimirt. Wie der liebe Gott so etwas zulassen kann, das kann ich noch bis diese Stunde nicht begreifen.

B. Sag er mir doch Herr Gevatter, warum der

Kai-

Kaiser so lange Federlesens macht*), ehe er das Nest Belgrad angreift und erobert.

W. Das wird wohl der Kaiser einem armen Gastwirthe auf die Nase binden**)!

B. Das wird er freylich nicht. Nun ist doch wohl der liebe Gott mehr als der Kaiser — wie können wir denn von ihm verlangen, daß er uns Rechenschaft geben soll, warum er seine Sache so und nicht anders einrichte? Unterdessen da es erlaubt ist, über des Kaisers Unternehmungen zu urtheilen, so ist es ja wohl auch nicht Sünde, über des lieben Gottes Regierung seine Meynung zu sagen. Erinnert er sich noch Herr Gevatter an das Geschwür, das er voriges Jahr hatte?

W. Ja das werde ich so bald nicht vergessen. Das tobte! vor tausend Guckguck! in drey Nächten konnte ich kein Auge zuthun. Endlich brach es auf, und es gieng ein Wust Unreinigkeit heraus, daß es abscheulich war! Hernach bekam ich aber Ruhe, und der Herr Pfarrer meynte, ich sollte dem lieben Gott für das Geschwür danken; wenn die Unreinigkeit, die dadurch abgeführt wurde, im Körper geblieben wäre, so hätte ich leicht eine hitzige Krankheit bekommen können. Vergeß er aber seine Rede nicht! er wollte ja vom Kriege reden.

B. Und der Krieg kömmt mir vor, wie ein Geschwür! Wie es in jedem Körper unreine Säfte giebt,

 so

*) Zaudert. **) Bekannt machen.

so giebts auch in jedem Lande viele lüderliche Leute, ungehorsame Kinder, Säufer, Spieler, Hurer, Ehebrecher, Diebe. Wenn die Leute alle im Lande blieben, so könnte es ja kein Mensch mehr aushalten, und es gieng alles drüber und drunter. So hat aber der liebe Gott die Einrichtung gemacht, daß sich diese Taugenichtse wie unreine Säfte zusammen ziehn, immer nach den Werbehäusern zu; von den Werbehäusern ziehn sie sich nach den Regimentern, von da zieht sich endlich die ganze Pastete nach den Lagern zu — es wird Krieg! Da ists freylich ein Spektakel und ein Toben, wie in einem Geschwüre; aber nach und nach wird die Unreinigkeit in Scharmützeln und Schlachten abgezapft, und das Land befindet sich wohl, wenn es einen guten Theil schlechtdenkende Einwohner ausgeworfen hat.

W. Also hält er alle Soldaten für unreine Säfte? Unsers Edelmanns Sohn, den Herrn Major auch? meines Nachbar Michels Sohn, den sie voriges Jahr unter die Rekruten nahmen, auch?

B. Bewahre Gott! Es giebt unter den Soldaten gar viele edle, rechtschaffne, brave Leute.

W. Und die werden so gut todgeschossen, wie die schlechten.

B. So wie auch allemal gut Blut fortgeht, wenn das Geschwür ausgedruckt wird.

W. Das Geschwür, von dem er spricht, kömmt mir, mit seiner Erlaubniß, vor, wie der Krebs, der

immer

immer weiter um sich frißt. Denn wenn auch die Herren Officiere noch so gut wären, so können sie es doch nicht verhindern, daß nicht allerley Schandthaten vorfielen, dadurch guten Christen ein Aergerniß gegeben wird. Die jungen Leute sehen und hören nichts Guts. Es trifft im Kriege noch immer ein:

Da wird veracht und nicht betracht,
Was recht und löblich wäre.

B. Das will ich ihm nun wohl nicht ableugnen. Gehts denn aber im Frieden viel besser her? Wenn die Früchte gut gerathen sind, und in einem guten Preise stehen, da wissen ja unsere jungen Leute nicht, was sie vor Muthwillen anfangen wollen. Hat er mir nicht selbst erzählt, wie es bey ihm an der vorigen Kirmse hergegangen ist? Wie sich die jungen Bursche und Mädchen aufgeführt haben? Können es wohl die Soldaten viel schlimmer machen?

W. Dasselbige ist wohl wahr.

B. Und wenn nun die Leute Jahr aus Jahr ein immer alles im Ueberfluß hätten, würden sie nicht am Ende faul werden, sich krank saufen, und Zank und Schlägereyen anfangen? Wenn aber bisweilen Noth eintritt, da kommen sie wieder zu Verstande, und werden klug.

W. Darinne gebe ich ihm Recht. Gezüchtigt muß der Mensch zu manchen Zeiten werden, sonst wird er so übermüthig und bäumt sich, wie die Hengste, wenn sie aus dem Winterfutter kommen. Aber warum straft

denn

denn der liebe Gott eben mit Kriege? Hat er denn nicht noch andere Ruthen?

B. Die hat er. Er hat aber auch die Freyheit, die Ruthe zu nehmen, die sich für die Umstände am besten schickt. Der liebe Gott will doch wohl, daß die Menschen immer klüger werden sollen. Das werden sie aber gewiß nicht, wenn sie auf der faulen Bärenhaut liegen. Wenn aber von allen Seiten der Feind eindringt, wenn die Kanonenkugeln über dem Kopfe wegpfeifen, dann werden sie lebendig, denken nach, und erfinden eine Menge Kunststücke, an die sonst kein Mensch würde gedacht haben. Wenn man recht sichere Nachricht hätte, woher alle die Künste gekommen wären, die wir itzo haben, ich wette zehn gegen Eins, daß es sich zeigen würde, daß viele die Kriegsnoth gelehrt hätte.

W. Auf die Art müßte man ja den lieben Gott Tag und Nacht auf den Knien bitten, daß er bisweilen einen Krieg schickte.

B. Weiß er was Herr Gevatter! antworte er mir nicht so spitzig, oder ich sage kein Wort mehr. Kurz und gut, meine Meynung ist die: der liebe Gott ist unser gnädiger Herr, und hat Recht und Macht mit uns zu thun, was er will, und wir dürfen darein nichts reden. Wenn er nun bisweilen uns etwas hart angreift, so müssen wir nachdenken, warum er es wohl thue, und uns dabey zu beruhigen suchen.

W. Was

W. Was mich betrifft, so bin ich vollkommen beruhigt, so lange die Armeen bey Chotzim und Belgrad stehen. Wenn aber der Krieg nach Thüringen kommen sollte, ich könnte mich nicht zufrieden geben: Krieg ist Krieg und bleibt Krieg, und in meinem Leben wird er mich nicht überreden, daß Krieg so gut als Friede sey. Und wenn der Friede besser ist als Krieg, so fragt es sich noch immer, warum der liebe Gott uns nicht beständig den Frieden erhält? Er könnte es ja, wenn er sonst wollte.

B. Nun da will ich ihm einmal ein Mährchen erzählen. Ein Edelmann spatzierte einmal in seinem Garten, und sahe, daß da noch vieles könnte gebessert werden. Auf der einen Seite wuchs nichts, weil das Land zu hoch und zu dürr war; auf der andern Seite wuchs wieder nicht viel, weil das Land zu tief und zu sumpfig war. Du willst, dachte er, den Garten mit einemmale verbessern, und befahl seinen Tagelöhnern, daß sie die Anhöhe abtragen, und die Tiefe damit ausfüllen sollten. Es geschahe. Bey der Gelegenheit wurde nun ein Ameisenhaufen zerstört, und die Ameisen liefen ängstlich umher. Eine rief den Edelmann an, setzte ihn deswegen zur Rede und sagte: was haben wir dir gethan, daß du so viele tausend unschuldige Ameisen unglücklich machst? Närrchen, sagte der Edelmann, ich bin nicht blos Herr von eurem Ameisenhaufen, sondern Herr vom ganzen Garten. Und um den Garten

zu verbessern, kann ich nicht anders, als euch Ameisen einige unruhige Tage machen.

Ich glaube, wenn der liebe Gott mit einem Ungar, den der Krieg drückte, reden sollte, er würde fast eben so sagen: mein lieber Ungar: Ich bin nicht König in Ungarn, sondern König des Himmels und der Erden, Und um Himmel und Erden gut zu regieren, muß ich itzo Ungarn etwas leiden lassen.

W. Das wäre so ganz ein artiges Exempelchen! aber wir sind ja nicht des lieben Gottes Ameisen, sondern seine Kinder.

B. Desto besser. Wenn also der liebe Gott weiter reden sollte, so würde er vermuthlich noch sagen: und wenn ihr auf der einen Seite etwas verliert, so ist schon dafür gesorgt, daß es auf der andern wieder gleich gemacht werden soll.

## Ein und zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten, Wirthe und einem Bürger.

### Ueber die Luft.

Wirth. Nun Herr Gevatter, itzo kann er mit seiner Kunst, immer gesund zu bleiben, ein Gottes Lohn verdienen.

B. Wie so?

W. Da

W. Da ist ein guter Freund aus der Stadt bey uns, dem würde er einen großen Gefallen thun, wenn er ihm etwas davon mittheilen wollte. Lasse er sich doch von ihm selbst seine Noth erzählen.

Bürger. Ich bin gar ein armer Mann! Das Hauskreuz hört bey mir nicht auf. Fünf lebendige Kinder habe ich, und keines von ihnen ist gesund. Das eine hat rothe Augen, das andere einen ausgeschlagenen Kopf, das dritte hat das Fieber, und alle sehen aus, wie die gebacknen Heiligen.

V. Hat er noch keine Arzney gebraucht?

Bürger. Das wollte ich meynen, alles Geld, so wie ich es verdiene, kriegt der Doctor und Apotheker, itzo bin ich wieder auf dem Wege nach einem Doctor, der gewaltige Curen thun soll.

W. Ich dächte, ehe er weiter gienge, fragte er erst den Herrn Gevatter um Rath. Herr Gevatter, was meynt er denn dazu? sollte denn dem ehrlichen Manne nicht zu helfen seyn?

V. Das weiß ich nicht. Ich habe mich noch nicht dafür ausgegeben, daß ich Kranke gesund machen kann, sondern daß ich die Kunst verstehe, Gesunde gesund zu erhalten.

W. Nun so sage er uns doch etwas davon, vielleicht kann der gute Mann Gebrauch davon zu machen.

V. Das könnte er vielleicht. Ich weiß aber auch, daß er es nicht thun wird. Meine Vorschläge kosten kein Geld, ich mache dabey auch keine Ceremonien,

nien, da geht es mir immer, wie dem Propheten Elisa, mit dem Naemann, der auch nicht folgen wollte, da ihm geheißen wurde, er sollte sich im Jordan baden.

Bürger. Am Ende badete er sich doch, und wurde gesund. Laß er doch hören, was er für Rath zu geben weiß. Wenn er gut ist, warum sollte ich ihn denn nicht befolgen?

B. Wir wollen sehen. Vorige Woche hatte ich einen Brief nach Schnepfenthal zu bestellen.

W. Wo die vielen Kinder erzogen werden?

B. Eben da. Weil ich nun eben dort war, so bat ich das Bürschchen, das mir den Brief abnahm, ob es mich nicht ein Wenig im Hause umher führen wollte? Es that es gerne; und da es mir alles gezeigt hatte, dachte ich, du mußt ihm doch ein Bischen auf den Zahn fühlen, wie es in Schnepfenthal mit der Gesundheit stehe? Sie haben mir alles gezeigt, sagte ich, aber das Krankenzimmer habe ich doch noch nicht gesehen.

Das Krankenzimmer? fragte es lächelnd, was sollten wir denn mit dem Krankenzimmer machen? bey uns ist es nicht Mode, daß man krank wird.

Wie ist denn das möglich? fragte ich weiter. Ich komme auf meinen Reisen in so viele Häuser, und finde selten eines, wo Kinder sind, in dem nicht wenigstens eins siechelte und kränkelte. Nun sind hier so vie-

vielerley Kinder aus so vielerley Ländern. Ist denn davon gar keines krank?

Nicht ein einziges, war seine Antwort.

Haben sie denn nicht bisweilen Zahnschmerzen, böse Augen, ausgeschlagene Köpfe, Fieber u. d. gl. fragte ich weiter?

Nichts von alle dem, antwortete es, und wenn ja einem etwas zustößt, so wird es doch gleich wieder gesund.

Aber sagen Sie mir nur, fuhr ich fort, woher es kommt?

Da könnte ich ihm vieles erzählen, gab es zur Antwort. Unsere ganze Lebensart ist darauf eingerichtet, daß unsere Gesundheit soll erhalten werden. Unser Haus ist, wie er sieht, auf einen freyen offnen Platz gebauet, wo wir von allen Seiten frische Luft haben. Täglich werden unsere Zimmer geöffnet, daß frische Luft durchstreichen kann. Das ist auch noch nicht genug. So lange wir nicht arbeiten oder in den Lehrstunden sind, halten wir uns fast immer im Walde und auf dem Felde auf, und ziehen die frische gesunde Luft ein, die uns von den Wiesen und Wäldern entgegen kommt. Wie könnten wir denn da krank werden?

Nun mein lieber Meister! erzieht er denn seine Kinder auch so?

Bürger. Das schickt sich für unser einen nicht. Meine Kinder müssen spinnen, und ihr Brod verdienen.

B. Das ist wohl gut, welche Kinder spinnen denn aber mehr? die Gesunden oder die Kranken?

Bürger. Freylich die Gesunden. Aber meine Kinder sind ja nicht gesund, wie kann ich sie denn in die frische Luft lassen.

B. Wenn aber die frische Luft dem menschlichen Körper so zuträglich ist, so brauchen sie ja die Kranken noch nöthiger als die Gesunden.

Bürger. Das sind Grübeleyen. Dem Kranken ist nichts besser als die Wärme, dabey bleibe ich.

B. Ich bleibe aber nicht dabey. Vorige Woche hatte ich etliche Forellen, die wollten mir abstehen, geschwind that ich sie ins frische Wasser, und sie wurden wieder munter. Nach seiner Meynung hätte ich wohl besser gethan, wenn ich sie in warm Wasser geworfen hätte.

Bürger. Ey ein Mensch ist ja keine Forelle.

B. Darinne gebe ich ihm vollkommen recht. Die Forelle lebt im Wasser, der Mensch in der Luft. Ich will ja aber auch nicht, daß er seine Kinder ins Wasser werfen, sondern nur, daß er sie an die frische Luft bringen soll. Sag er mir doch, läßt er denn gar keine frische Luft in die Stube?

Bürg. O ja in heißen Tagen mach ich die Fenster ein Bischen auf. Sonst sind sie immer zu. Die Wärme, dabey bleibe ich, ist für den Menschen das Beste.

B. So bleibe er dabey!

Bürger. Sonst weiß er mir nichts zu rathen?

B. Noch eins und das andere. Wer aber glaubt, daß die Wärme für den Menschen das Beste sey, dem ist weder zu rathen noch zu helfen.

Bürger. So behüte ihn Gott!

B. Ihn auch lieber Freund! Sieht er nun Herr Gevatter, was für Mühe sich die Menschen geben, sich und ihre Kinder ungesund zu machen und sie vor der Zeit auf den Gottesacker zu liefern? Der Fisch ist für das frische Wasser bestimmt und wenn ich ihn lange in laulichtem lasse, so steht er ab. Das lehrt der Augenschein: und kein Mensch ist so albern, daß er dem Fische das frische Wasser entzöge, um ihn gesund zu erhalten. Der Mensch ist für die frische Luft bestimmt. Denn wäre er für die Stubenluft geschaffen, so hätte ihm der liebe Gott die Stube gewiß anwachsen lassen, so wie der Schnecke ihr Haus, damit er sie immer bey sich hätte und sich gleich zurückziehen könnte, sobald ein kaltes Lüftchen wehete. Das glauben aber gar wenige Leute. Die mehresten, wenn sie sich etwas zu Gute thun wollen, kriechen in die Stube, und machen alle Fenster zu, daß ja nicht etwa ein frisches Lüftchen eindringe. Wenns ihnen hernach geht wie den Forellen im warmen Wasser, dann laufen sie zum Doctor, Barbierer, Scharfrichter, Gott weiß, zu wen noch, die sollen dann helfen.

Mit solchen Leuten will ich gar nichts zu thun haben. Die frische gesunde Luft ist für die menschli-

che Gesundheit, das erste und nothwendigste. Wer das nicht glaubt, dem gebe ich keinen guten Rath weiter. Hopfen und Malz ist an ihm verloren. Sag er mir einmal, Herr Gevatter, glaubt er wohl, daß es möglich sey, daß ein Mensch gesund bleibe, der Mistpfütze trinkt?

W. Das ist ja unmöglich.

B. So ists auch unmöglich, daß ein Mensch gesund bleibe, der immer in der eingeschloßnen Stubenluft lebt. Die stinkt wie Mistpfütze und ist so schädlich wie Mistpfütze.

W. Aber ich kann doch nicht begreifen, wie die eingeschloßne Stubenluft dem Menschen so erschrecklichen Schaden thun soll. Es kömmt ja nichts davon in den Körper.

B. Nichts in den Körper? So oft er den Mund aufthut und Athem holt zieht er ja Luft in sich.

W. Wenn ichs recht überlege, so hat er Recht, und da ist es ja eins, ob ich das faule Wesen in die Lunge oder in den Magen kriege.

B. Das ist alles eins.

---

# Drey und zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten und Christian.

## Ueber den Gebrauch des Kopfs und der Hände.

Bote. Und du bist so alleine?

Christian. Mein Vater bündet Weizen, und hat mir gesagt, er sollte nur ein halb Stündchen warten, bis er seinen Weizen vollends gebunden hätte.

B. Warten will ich wohl, was nehmen wir denn aber in dem halben Stündchen vor? Wir haben der halben Stündchen nicht gar viel zu leben, und in einem halben Stündchen kann man gar viel Gutes thun. Ich habe einen alten Vetter, der auch auf die halben Stündchen viel hält. Der war einmal zu einem Kindtaufschmause, wo er den halben Tag bey Tische sitzen, und allerley Narrenspossen mit ansehen mußte, die die Gäste vornahmen. Schade, dachte er, um die schöne Zeit, die hier so verschwendet wird! Mit Verlaub, meine Herren, sagte er, ich will ein halb Stündchen bey Seite gehen, gieng fort, und pfropfete unterdessen ein halbes Dutzend Apfelstämme. Die Stämmchen geriethen, und sind itzo große Bäume, davon er meist alle Jahre etliche Körbe voll Aepfel bekommt. Voriges Jahr bekam er dreyßig Tragekörbe voll. Da hat er nun immer seinen Spas damit. Wenn er einen

Teller voll Aepfel seinen Kindern vorsetzt, spricht er gemeiniglich: seht Kinder, das sind die Früchte von einem einzigen gut angewandten halben Stündchen.

Chr. Schade, daß es itzo nicht Zeit zum Pfropfen ist! Draussen habe ich eine Menge Stämmchen, die wollten wir gleich pfropfen.

V. Je nun! weißt du was, wenn wir nicht pfropfen können, so wollen wir des Pfropfens spielen. Ich will der alte Vetter, und du sollst mein Stämmchen seyn. Willst du?

Chr. Wie will er denn das machen?

V. Ich will dir etwas erzählen, und du — du sollst zuhören.

Chr. Ja! ja! das thue er! ich höre ihn gar zu gerne discuriren. Aber ist denn das Erzählen eben so viel, als Pfropfen?

V. Das wollte ich meynen. Wenn du nur ein gut Stämmchen bist, und das merkst, was ich dir in dein Krausköpfchen pflanzen will, so wirst du einmal mehr Früchte tragen, als dein alter Vetter von seinen Apfelbäumen bekommt. Hör also zu!

Im siebenjährigen Kriege lebte ein Mann, der Ruprecht hieß, und den Kopf auf dem rechten Flecke hatte. Wenn seine Nachbaren zusammen saßen und lamentirten, so setzte er sich in eine Ecke, und dachte nach, wie er sich so viel als möglich helfen wollte. Da fiel ihm ein, er wolle an die Preußische Armee Fourage liefern. Gedacht! gethan! Er gieng zum

Gene=

Generale und bot seine Dienste an. Der General probirte es, und gab ihm funfzig Thaler in die Hände. Er lieferte dafür Fourage und profitirte daran reine zehen Thaler. Der General war damit zufrieden, und gab ihm hundert Thaler. Er lieferte wieder Fourage und gewann davon funfzehn Thaler. Der General gab ihm zweyhundert Thaler, Ruprecht kaufte dafür Fourage ein, und, da er das Geld durchzählte, hatte er dreyßig baare Thaler Profit.

Das Ding gieng immer so fort, kurz da der Krieg zu Ende war, hatte Ruprecht seine Pfeife geschnitten*), und etliche tausend Thaler gewonnen.

Nun setzte er den Fruchthandel fort, nahm eine Frau und bekam Kinder. Schade, daß er die Kinderzucht nicht so gut, als den Fruchthandel verstund. Mit dem Fruchthandel giengs vorwärts, mit der Kinderzucht rückwärts. Wie er eins bekam, so starb es wieder, und er brachte keins auf die Beine**), als den kleinen Niklas.

Das war nun das Vater- und Muttersöhnchen, das in allem seinen Willen hatte. Zur Arbeit wurde er nicht angehalten, weil der Vater besorgte, die Arbeit möchte ihn zu stark angreifen, von allem, was auf den Tisch kam, mußte er zuerst haben, und wenn ihm etwas nicht schmeckte, so mußte etwas anders herbeygeschaft werden.

 Aber

*) Seinen Vortheil gemacht.

**) Groß.

Aber was geschah! Einmal gieng Ruprecht mit seinem Nikläschen in allem Guten zu Bette. Sie mochten etwa eine Stunde geschlafen haben, so entstund ein schreckliches liebes Wetter, daß es war, als wenn der jüngste Tag kommen sollte.

Ruprecht sprang aus dem Bette, wollte sich anziehen, aber kaum hatte er die Hosen an — Trara Puf! Da schlug das Wetter in sein Haus, und das Haus stund auf einmal in lichten Flammen. Das Gott in deine Hände*)! wem war ängster als Ruprechten! Er riß Niklasen aus dem Bette, nahm ihn an eine, die Frau an die andere Hand, und sprang mit ihnen, wie sie giengen und stunden, zum Hause hinaus. Vielleicht hätte er noch vieles retten können, aber vor lauter Angst rettete er gar nichts. Binnen einer Stunde lag Haus und Fruchtboden, summa summarum**), sein ganzes Vermögen in der Asche.

Das Feuer griff um sich, und die halbe Stadt gieng im Rauche auf.

Da gieng es an ein Jammern und Wehklagen! Niklasens Mutter, die unter einem dicken Federbette, im Schweiße gelegen hatte, starb nach etlichen Tagen, weil ihr durch die Kälte der Schweiß war zurückgetrieben worden, Niklas und sein Vater kamen aber mit einem Fieber davon. Doch nach etlichen Wochen starb auch Niklasens Vater vor lauter Gram und Sorgen, und

*) Das Gott erbarme!

**) Mit einem Worte.

und der arme Niklas hatte nicht mehr als alles verloren. Das Haus und Vermögen war verbrannt, die Eltern gestorben, die Verwandten konnten ihm nicht helfen, weil sie selbst abgebrannt waren, kurz Niklas mußte dem lieben Brode nachgehen. Einmal gieng er auf die Dörfer, er war gerade so alt wie du, vierzehn Jahre, und brachte etliche Pfennige und ein Paar Stückchen Brod zusammen. Nun wollte er wieder zurück gehen. Da er aber auf dem Wege war, fiel ein so schreckliches Regenwetter ein, daß es war, als wenn es mit Mulden gösse. Niklas mußte auf einen Hügel klettern, daß ihn das Wasser, das von allen Seiten herbey strömte, nicht mit sich fortriß.

Da klebte er nun, und zitterte am ganzen Leibe, wie ein Aespenlaub. Unterdessen fiel die Nacht ein.

Chr. Das Gott erbarme! Der arme Niklas!

V. Ja lieber Christian! der liebe Gott führt uns gar wunderbar. Wenn es manchmal scheint, als wenn es mit uns gar aus wäre, so ist der liebe Gott mit seiner Hülfe am nächsten. Mein seliger Vater pflegte immer zu sagen: der liebe Gott führt uns nicht wie wir wollen, er führt uns aber allemal gut. Das traf bey Niklasen auf den Punkt*) ein. Der heulte und schrie, dachte wunder was ihm für ein Unglück begegnete! Da er aber sahe, daß er mit Heulen und Schreyen nichts ausrichtete, und der Regen nachließ, so machte er sich aufs Gleis**).



*) Vollkommen. **) Auf den Weg.

Wohl zwey Stunden arbeitete er sich durch Wasser, Schlamm und Morast durch, und wußte immer nicht, wo er war. Endlich erblickte er ein Licht!

Chr. Gott sey Lob und Dank!

B. Wer war froher als Niklas! Er marschirte nun tapfer auf das Licht los, und kam endlich bey einem Hause an. Er pochte ein, zwey, dreymal — immer wollte niemand hören. Endlich da er recht tüchtig vor die Thür trat, wurde das Fenster geöffnet, und eine Stimme rief: wer da?

Niklas wurde in das Haus aufgenommen, an das er sich verirret hatte, das zum Glück einem sehr braven Manne gehörete. Es war ein Amtmann. Dieser examinirte Niklasen hin und her, und da er hörete, wer sein Vater gewesen wäre, ließ er ihm sogleich eine Suppe machen, die nassen Kleider abnehmen, ein Hemde geben, und ihn in ein Bett legen. Darüber freuete er sich gar sehr, und dankte dem lieben Gott herzlich für die gute Mahlzeit und das gute Quartier, das er ihm bescheeret hatte. Sonst war das seine Art gar nicht; ob er gleich alle Tage so viel zu essen hatte, als er nur wollte, und alle Abende sein gut Nachtlager fand, so fiel es ihm doch gar selten ein, dem lieben Gott dafür zu danken, und dachte immer es müsse so seyn.

Chr. Auf die Art wars doch gut, daß er ein Bischen Noth hatte.

B. Freylich war es gut, denn nun lernte er beten. Den andern Morgen ließ ihn der Amtmann auf seine Stube kommen, und fragte ihn, ob er wirklich alles verlohren habe?

Ja, sagte Niklas, alles ist verlohren. Mein Vater und meine Mutter sind mir gestorben, und Haus und Güter sind verbrannt.

Alles, fuhr der Amtmann fort, hast du doch nicht verlohren. Dein Vater hat sich einmal mit seinem Gelde einen Freund gemacht, den hast du noch.

Und wer wäre denn der? fragte Niklas.

Der bin ich, sagte der Amtmann. Ich war einmal in der Noth, und sollte sechs hundert Thaler schaffen. Da half mir dein Vater und schoß mir das Geld vor. Ich habe es ihm zwar ehrlich und redlich wieder bezahlt, es hat mir aber doch so wohl von ihm gefallen, daß ich nun gern seinem Sohne wieder helfen will, da ich sehe, daß er in Armuth gerathen ist. **Wer andern in der Noth beysteht, der findet auch Hülfe, wenn er selbst in Noth kömmt.** Sag an, womit kann ich dir helfen?

Niklas schlug die Augen nieder und sagte: wenn er mich neu kleiden ließe; ich habe nichts, womit ich mich bedecken kann, als diese alten Lumpen.

Das will ich wohl thun, fuhr der gute Amtmann fort, aber die Kleider zerreissen, was hast du hernach? und woher willst du etwas zu essen nehmen?

Niklas schwieg still und weinte. Endlich sagte er, wenn ich funfzig oder hundert Thaler hätte.

Die will ich dir geben, sagte der Amtmann, du sollst wohl zweyhundert Thaler haben. Aber was hilft dir das? Das Geld kann dir gestohlen werden, oder du kannst es verliehren, oder wieder durch eine Feuersbrunst einbüßen. Und wenn das alles auch nicht wäre, so sind zweyhundert Thaler bald aufgezehrt, wo nimmst du ander Geld her?

Wenn Sie mich doch nur bey sich behielten! antwortete Niklas, und ließen mich mit sich essen und trinken, da wäre ich auf einmal versorgt.

Das wollte ich auch wohl thun, sagte der liebreiche Amtmann, was hilft dirs aber? Du bist jung und ich ein alter Mann; nicht lange wird es währen, so muß ich die Erde verlassen — was willst du hernach anfangen?

Niklas wußte nicht was er antworten sollte. Da ihn der Amtmann hatte etliche Minuten stehen lassen; so fragte er ihn endlich; hör Niklas, eben itzo ist mir etwas durch den Kopf gefahren. Da deines Vaters Haus abbrannte, so ist dir doch wohl nichts auf den Kopf gefallen?

Ach nein! antwortete Niklas.

Und deine Arme und Hände sind doch auch wohl noch gesund? fragte der Amtmann weiter.

O ja, war Niklasens Antwort.

Nun sagte der Amtmann, wenn Kopf, Arme

und Hände noch gut sind, so wollen wir bald Rath schaffen. Weißt du wohl, wozu du den Kopf und die Hände hast?

O ja! sagte Niklas, den hab ich, daß ich den Hut drauf setzen soll, und die Hände, daß ich das Essen damit angreife.

Der Amtmann mußte laut über Niklasens Einfalt lachen, und nahm sich vor, ihn zu lehren, daß man Kopf und Hände auch wohl noch zu andern wichtigern Dingen brauchen könne. Er nahm ihn zu seinem Bedienten an, ließ ihm im Schreiben, Rechnen, und der Gärtnerey Unterricht geben, gab ihm gute Bücher zu lesen, und sorgte dafür, daß er alle Tage vollauf zu thun hatte. Auf die Art kam Niklas bald so weit, daß er mit seinem Kopfe nachdenken, und mit seinen Händen arbeiten lernte. So bald er dieß gelernt hatte, sorgte der Amtmann, daß er seine eigne Haushaltung anfangen konnte. Auch diese führte er gut. Es war freylich bey ihm kein Ueberfluß, aber doch immer so viel, daß er nicht nöthig hatte zu sorgen.

Darüber freuete er sich nun gar sehr, und wenn hernach die Rede auf Kummer und Sorgen kam, so hatte er immer seinen Spas damit und pflegte zu sagen: Wenn alle Leute wüßten, wie viel man mit seinem Kopfe und seinen Händen ausrichten könne: so würde man gar wenig von Sorgen und Kummer auf der Welt wissen. So aber, weiß der eine mit dem Kopfe weiter nichts anzufangen, als daß er den

Hut darauf setzt, und der andere kann die Hände zu nichts weiter gebrauchen, als daß er das Essen damit angreift.

Nach einiger Zeit gieng es mit dem guten Amtmanne zu Ende. Kaum hörte Niklas davon, so lief er, so geschwinde er konnte, zu ihm und dankte ihm noch herzlich für das Gute, das er ihm gethan hätte.

Mein lieber Wohlthäter, sagte er, und die Thränen liefen ihm dabey über die Backen, ach Gott vergelte es Ihnen in der seligen Ewigkeit, was Sie an mir gethan haben! Und wenn Sie mir zehntausend Thaler gegeben hätten, so wäre es viel, das ist wahr. Aber — lieber herzensguter Mann, so viel wäre es noch lange nicht werth, als — daß sie mich gelehrt haben, Kopf und Hände zu brauchen. Kopf und Hände bringen mir jährlich mehr ein, als zehntausend Thaler Zins abwerfen, und sie verbrennen nicht so leicht, und werden nicht so leicht gestohlen als Geld!

Der Amtmann lächelte ein wenig, druckte ihm die Hand, sagte, wende Kopf und Hände auch nur immer zum Guten an! dann schnappte er ein paarmal und starb.

Chr. Es muß sich gewaltig gut sterben, wenn man ein solches Lob noch von der Erde mit wegnimmt.

B. Das ist meine Meynung auch.

# Vier und zwanzigstes Gespräch.

## Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber das Krebsbüchlein.

Wirth. Nu? was ist ihm denn so lächerlich?

B. Kennt er denn das Krebsbüchlein?

W. Davon habe ich in meinem Leben nichts gehört. Steht denn darinne, wie man die Krebse ziehen, oder wie man sie fangen soll?

B. Es steht kein Wort von Krebsen drinne. Es heißt eigentlich: **Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder.**

W. Zu einer unvernünftigen Erziehung? er wird wohl nicht recht gelesen haben. Zu einer vernünftigen wird es wohl heißen.

B. Na! (das Buch herausziehend) lese er selbst!

W. Je du lieber Gott! was wird doch noch für Zeug geschrieben werden! zu einer unvernünftigen Erziehung? Ha! ha! ha! ich dächte die Leute erzögen ihre Kinder so schon unvernünftig genug, ohne daß sie Anweisung bekämen.

B. Da steckts eben! Der das Buch geschrieben hat, meynt, es wären so viele Anweisungen zu einer vernünftigen Erziehung schon geschrieben worden, und fast kein Mensch hätte darnach gethan; weil nun die Leute ihre Kinder durchaus unvernünftig erziehen woll-

wollten, so wollte er beschreiben, wie sie das Ding recht anfangen müßten. Nun giebt er Regeln, wie man es machen müsse, daß die Kinder lügen, stehlen, betrügen lernen, daß sie ungehorsam, zänkisch, neidisch, krank und gebrechlich werden. Und bey jeder Regel erzählt er ein Histörchen.

W. Daß du erzählen müßt! Das Buch sollte man ja ins Feuer werfen!

B. Nur nicht so hitzig Herr Gevatter! Lese er nur erst, hernach wollen wir mit einander reden. Ich will ihm einmal etwas aufschlagen, wie's mir vorkommt. Hör er zu!

## Mittel, wie man Kinder kann lehren, Gespenster zu sehen.

Wann Meister Martin Feyerabend gemacht hatte, so versammleten sich seine Kinder um ihn und baten, daß er ihnen etwas erzählen sollte. Da stopfte er sich denn sein Pfeifchen, setzte sich bey den Ofen, seine Kinder drängten sich um ihn, dann fieng er an zu erzählen, fast nichts als von — Gespenstern. Theils weil er nichts anders wußte, theils weil er merkte, daß seine Kinder nichts lieber hörten.

Er wußte ihnen vier und zwanzig Oerter in seiner eignen Gegend zu nennen, wo es nicht geheuer war. Auf dem einen sollte ein Kloster gestanden haben, wo sich noch bis itzo, im Advent und der Fasten, eine Nonne sehen ließ.

Im Riete, ohnweit der großen Pappel, die gleich unter der Mühle steht, sollte sich ein Mann ersäufet haben, der noch immer umgienge. Curios wäre es auch, daß allemal punkt elfe, auf dem Gottesacker, sich ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, so groß als ein Kochlöffel, zeige, und Glock zwölfe wieder auf dem Grabe eines alten schwedischen Hauptmannes verschwände. Bey dem Klosterthurme in der Vorstadt sey ihm einmal etwas auf den Rücken geplumpt, wie ein Mehlsack, das habe er bis vor seine Hausthür tragen müssen. In seinem Leben wolle er des Nachts vor diesem Thurme nicht wieder vorbey gehen. Unter dem großen Steine am Markte, rechter Hand, wenn man nach der Schule geht, sollte ein großer Schatz liegen, der mit einem schwarzen Bocke versezzet wäre. Seine Großmutter habe ihm erzählet, daß sie von ihrer Großmutter gehöret hätte, daß sich einmal ein Paar Wagehälse dran gewagt hätten, hätten auch wirklich das Geld schon funkeln sehen, weil aber der eine gerufen hätte — da ist der Schatz! so wäre er gleich wieder versunken. In dem alten Schlosse, oben auf dem Berge, sollte ein verwünschtes Fräulein wohnen, das sich alle hundert Jahre in Gestalt einer Eidechse sehen ließe, und nicht eher könne erlöset werden, bis ihr ein reiner Junggeselle den Kopf abhiebe u. s. w.

Wenn er auf den Kiphäuser Berg, auf den Brocken oder Rübezalen, oder D. Fausten zu reden kam, so war er unerschöpflich.

Die alte Marie, die er bey sich hatte, war freylich eine Magd, mit der nicht viel anzufangen war. Weil sie aber den Kindern so hübsch zu erzählen wußte, und er selbst von ihr noch manches Gespensterhistörchen, das ihm noch unbekannt war, lernen konnte, so behielt er sie doch.

Durch diese Art des Unterrichts brachte Meister Martin seine Kinder in kurzer Zeit sehr weit. Sie behielten alles sehr wohl, bekamen den ganzen Kopf voll Gespenster, und wenn die Nacht einbrach, so erwarteten sie Erscheinungen. Hierdurch wurden sie so vorsichtig gemacht, daß sie in der Dunkelheit sich nicht traueten einen Schritt vor die Thür zu thun. Trieb sie ja die Natur, so mußte allemal die alte Marie mitgehen, und so lange neben ihnen stehen, bis sie ihren Leib erleichtert hatten. Giengen sie zu Bette, so mußte ebenfalls Marie bey dem Bette sitzen, bis sie eingeschlafen waren.

Mußten sie, da sie grösser wurden, in der Dunkelheit durch das Feld gehen, so sahen sie jeden Baum für einen schwarzen Mann, jede Sternschnupfe für einen fliegenden Drachen, und jeden Hamster, der ihnen begegnete, für ein Ding an, mit dem der Böse sein Spiel habe.

Peter, der älteste Sohn, brachte es vorzüglich weit. Schon in seinem achtzehnten Jahre wußte er von sieben und siebenzig Gespenstern zu erzählen, die er mit seinen eignen Augen gesehen hatte. Sein Va-

ker meynete, es käme dieß daher, weil er ein Sonntagskind wäre, und glaubte, daß dem Burschen noch großes Glück bevorstünde.

Wer weiß auch, was nicht noch mit der Zeit geschieht. Er ist freylich schon durch böse muthwillige Leute in großen Schaden gekommen. Er gieng einmal des Abends von einer Dorfkirmse nach Hause, sahe auf dem Wege eine Pfanne voll glühender Kohlen stehen, hörte aus einem Busche kläglich rufen: erlöse mich! erlöse mich! und in der gewissen Meynung, daß diese Kohlen ein Schatz wären, warf er seine Pudelmütze darauf, die so gleich lichterloh brennete, weil ein loser Vogel aus der Gesellschaft, in der er gewesen war, wirkliche Kohlen hingesetzt hatte. Seine Magd nimmt auch allerhand Spukereyen vor, und bestiehlt seine Speisekammer. Bey alledem kann man nicht wissen, was sich zwischen hier und Michaelis zuträgt.

Er weiß von sicherer Hand, daß in einem gewissen Kreuzwege ein großer Schatz steht, der dem zufällt, der ein pechschwarzes Kaninchen, das aber, wohl zu merken, in der Walpurgisnacht ist gestohlen worden, unter gewissen Cerimonien, hinter die er nun auch gekommen ist, mit einem dreykreuzichten Messer, in diesem Kreuzwege, abschlachtet. Er hat auch wirklich bey einem Mitmeister schwarze Kaninchen gesehen, und ist fest entschlossen, in nächster Walpurgisnacht eines zu stehlen. Da wird man nun sehen, wie das Ding gehet.

W. Aha! nun merke ich so etwas! ists nicht wahr, der Mann, der das Buch geschrieben hat, will, so zu reden, die Leute mit der Nase drauf stoßen, daß sie selbst dran Schuld sind, wenn sie kranke oder ungezogene Kinder haben?

B. Ganz recht! das ist eigentlich seine Meynung. Ich habe mannichmal meinen Spas damit gehabt, und habe es den Leuten zu lesen gegeben. Da haben mir viele die Hände gedruckt, und sich dafür bedankt.

W. Warum heißt es denn aber das Krebsbüchelchen?

B. Deswegen, weil ein alter Krebs mit seinen Jungen darauf gemalt ist.

W. Wie kommen denn aber die Krebse daher?

B. Das will ich ihm sagen. Ein alter Krebs soll einmal zu seinen Kindern gesagt haben: sie sollten nicht rückwärts gehen, und er gieng doch selbst rückwärts.

W. So! nun versteh ich das Ding! Kann man das Büchelchen nicht zu kaufen bekommen?

B. O ja! in allen Buchläden. Es kostet 12 gute Groschen.

# Fünf und zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten und Wirthe.

## Ueber die alten Deutschen.

Wirth. Kommt er doch wie gerufen! Eben dachte ich an ihn, und wollte ihm da was zeigen, was ich gestern auf meinem Acker gefunden habe.

Bote. Ey der Tausend, das ist ja was Seltenes; wie ist er denn dazu gekommen?

W. Da zog ich gestern eine tiefe Wasserfurche durch meinen Acker, daß die Winternässe abfließen sollte, siehe da ackerte ich sechs solche Dinger heraus. Was meynt er denn dazu? Was mag es denn wohl seyn?

B. Hum! Wenn mir recht ist, so habe ich so etwas schon in Neunheilingen, einem Dorfe bey Langensalze, gesehen. Da hatte ein Landmann auch eine Menge solcher Stücke und noch viele andere ausgeakkert, die wie Dolche aussahen. Da hörte ich nun, es wären Waffen von unsern alten Großvätern, mit denen sie sich im Kriege wehreten.

W. Ach geh er weg! wie haben sie sich denn damit wehren können? sie sind ja nicht größer, als ein Meisel?

B. Das thut nichts. Sie machten lange Stiele daran, und schlugen damit ihren Feinden die Köpfe ein.

W. Das läßt sich hören! Aber sag' er mir doch, sollten denn die Dinger von Eisen seyn? sie haben ja einen grünen Rost, und da, wo ich gerieben habe, glänzt es wie Kupfer.

V. Es ist auch Kupfer! Ich will ihm doch erzählen, was ich bey der Gelegenheit hörete, da die Waffen bey Neunheilingen gefunden wurden.

Unsere Stammväter waren sonst eben so wild, wie es noch jetzt viele Völker in Asien und Amerika sind. Sie hatten weder Häuser noch Aecker, sondern lebten in Wäldern unter Zelten, und aßen Eicheln, Wurzeln, und die Thiere, die sie auf der Jagd bekamen. Von Kleidung wußten sie auch nicht viel. Eine Kuh- oder Hirschhaut, oder ein Bärenfell war ihre Kleidung und Schmuck, darein hülleten sie sich. In den allerältesten Zeiten, vor Christi Geburt, wußten sie weder mit Eisen, noch mit Kupfer umzugehen. Wenn sie also in Krieg ziehen wollten, so machten sie sich Waffen von Stein. Das sind eben die Streitäxte, welche einfältige Leute für Donnerkeile halten. Nach der Zeit wurden sie etwas klüger, lernten das Kupfer bearbeiten, und machten sich Waffen von Kupfer. Später hin, da sie mit den Römern bekannt geworden waren, führten sie auch eiserne Waffen.

W. Da sollte man nun meynen, man müßte eher eiserne, als kupferne Waffen finden, weil doch die eisernen nicht so alt, als die kupfernen sind.

V. Das

B. Das ist wohl wahr. Er muß aber auch wissen Herr Gevatter, daß das Eisen mehr durch den Rost angegriffen wird, als das Kupfer. Wahrscheinlich hat also der Rost die eisernen Waffen gefressen, die vor tausend Jahren verlohren giengen.

Nun ich gratulire ihm zu dem Funde. Ich habe eine rechte Freude darüber. Was will er denn damit anfangen?

W. Was werde ich mit dem Bettel anfangen? Ich will alles liegen lassen, bis ich einmal in die Stadt gehe. Dann will ich sehen, ob es mir der Kupferschmidt nicht abkauft.

B. Da wird er auch etwas Rechtes dafür bekommen. Vier bis sechs Groschen höchstens! Belohnt sich das auch der Mühe? und deswegen wollte er eine solche Rarität einschmelzen lassen?

W. Mir ist's ja doch nichts nütze!

B. Und wenn auch. So trage er doch die Sachen lieber bey einen verständigen Mann, der sie kennt. Der giebt ihm einen Thaler und noch mehr dafür, und bey dem bleiben sie zum ewigen Andenken.

W. Daß ich doch kein Narre wäre, und trüge sie bey einen verständigen Mann. Mit der Manier könnte es der Fürst erfahren, der nähme sie in seine Kunstkammer, und ich hätte das Nachsehen.

B. Und gesetzt der Fürst erführe es auch, und nähme sie weg, so wird er sie nicht umsonst verlangen. Er bezahlt sie ihm gewiß räsonnabel.

 W. Ich

W. Ich traue nicht recht. Hat er denn nicht gehört, daß die Fürsten alles verlangen, was der Unterthan unter der Erde findet?

B. Wenn ich nur wüßte, wer das den Leuten in die Köpfe gesetzt hätte! da werden das Jahr lang so viele Raritäten gefunden, Streitäxte, Dolche, Münzen — statt nun, daß sie die Leute entweder selbst aufheben, oder sie an Oerter bringen sollten, wo sie aufgehoben würden, so verkaufen sie sie um ein Schandsgeld an den Gold- oder Kupferschmidt. Mit der Manier geht nach und nach alles verlohren, was noch aus den alten Zeiten übrig ist, und unsere Nachkommen kriegen davon nichts zu sehen. Solche Alterthümer sind ja keine Schätze, es sind ja nur Raritäten; und diese wird ein guter Fürst gewiß nicht umsonst verlangen.

W. Ja weiß er was, daß wir kurz von der Sache kommen, ich will sie ihm schenken.

B. Noch besser! Aber umsonst verlange ich sie nicht. Ich weiß ein Kunstkabinet, dahin will ich sie geben. Was ich dafür bekomme, das soll er richtig haben.

W. Hat er nicht Appetit ein Paar Aepfel zu essen? vorige Woche habe ich Obst gebrochen! Seh' er nur, was sie für rothe Bäckchen haben. Solche Aepfel werden die Leute auch nicht zu schmecken bekommen haben, die diese Streitäxte führten!

B. Ja wohl! ja wohl! die dankten dem lieben Gott, wenn sie satt Holzäpfel, Holzbirn und Eicheln

hat-

hatten. Wenn so ein alter Schnurrbart itzo wieder kommen und Deutschland sehen sollte, würde der nicht Augen machen! Wo sonst die Bären brummten und die Wölfe heulten, da gehen itzo Schaafe und Rinder; auf Plätzen, wo sonst Jahr aus Jahr ein, die Frösche quackten, baut man itzo Weizen und Roggen.

W. Und mein Garten, wo itzo so schönes Obst wächst, war vielleicht ein Wald.

B. Ganz gewiß war da Wald. Ganz Deutschland ist ja sonst fast Wald gewesen. Und nehme er nur hin Herr Gevatter! was wir alles wissen und können, können Häuser bauen, Tuch und Leinewand weben, lesen und schreiben. Wir sind doch, meiner Treue, ganz andere Leute, als unsere Stammväter waren.

W. Das wollte ich meynen! und haben es viel besser! ich glaube die Leute haben nicht einmal einen Rauchfang gehabt.

B. Närrchen! Wo wollten sie denn den Rauchfang her bekommen haben? sie hatten ja keine Häuser.

W. Da hätte ich ihr Gast nicht seyn mögen, wenn ich bey ihrer erbärmlichen Kost mir auch noch die Augen vom Rauche hätten sollen zerbeisen lassen. Ich ärgere mich schon, wenn ein Bischen Leimen vom Ofen abfällt, und der Ofen zu rauchen anfängt.

B. Und weiß er wohl, warum wir es itzo weit besser haben, als unsere Vorfahren?

W. Das kann ich nun gerade nicht wissen. Ich glaube, weil wir klüger geworden sind.

V. Da steckts! je klüger der Mensch wird, desto mehr kann er seine Umstände verbessern. Deswegen sage ich allen Leuten, wo ich nur hinkomme: was ihr thut, lernt nur nachdenken und überlegen, wie ihr eure Sachen anfangen wollt; wenn euch etwas nicht nach eurem Kopfe geht, anstatt daß ihr lamentirt und euch hinter den Ohren kratzt, denkt doch lieber nach, wie ihr es abändern wollt! Wenn nun die Deutschen immer so dumm hätten bleiben wollen, wie sie sonst waren, da könnten wir itzo auch sitzen und Eicheln essen, und uns die Augen vom Rauche zerbeisen lassen.

W. Und ich glaube doch, daß die alten Schnurrbärte immer gebrummt haben, wenn einer einmal etwas Neues angegeben hat.

V. Ey das versteht sich, sie werden auch wohl auf das alte Herkommen gehalten haben.

W. Der Mann, der das erstemal pfropfete, wird seine liebe Noth gehabt haben.

V. Ja wohl! ja wohl! wenn er sich aber an das Knurren der Leute hätte kehren wollen, so wäre das Pfropfen unterblieben, und wir müßten vielleicht noch bis diese Stunde Holzäpfel essen. Drum halt ich's so, wenn mich jemand zu einer Neuerung bereden will, so denke ich nach, ob sie auch wohl gut sey! denn, lieber Herr Gevatter, nicht alles, was neu ist, ist deswegen auch gut. Seh' ich aber ein, daß es gut ist, nun so thue ich es auch, und kehre mich an keinen Menschen. Wenn ich z. E. einsehe, es ist gesünder einen

Hut

Hut, als eine Pelzmütze, zu tragen, so trage ich meinen Hut fort, und lasse die Leute reden, was sie wollen. Es ist doch besser sich bereden lassen, als Zahnschmerzen oder Triefaugen haben.

## Sechs und zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber den Schnupfen.

Bote. Tausend! hat er nicht eine warme Stube! wie kann er das aushalten?

Wirth. Je nun, wir haben ja den 15ten October erlebt. Wenn der da ist, so mache ich die Holzschuppe auf. Es ist ja auch ein Sturm und Regen draußen, daß man keinen Hund hinaus jagen möchte.

B. Unter warm und warm ist ein Unterschied. Seine Stube ist nicht warm, die ist heiß.

W. Ich muß ihm sagen, Herr Gevatter, daß mir heute nicht gar wohl ist, der Kopf thut mir wehe, und läuft mir bald kalt bald warm über den Leib. Ich glaube, daß ich den Schnupfen kriege.

B. So! und deswegen will er in der heißen Stube bleiben?

W. Ei das versteht sich. Er weiß es, Herr Gevatter, daß ich sonst eben kein Freund vom Stubensitzen bin; wenn aber der Mensch krank ist, so will er doch seine Wartung und Pflege haben.

B. Hum!

B. Hum! Wartung und Pflege muß freilich seyn. Ich denke aber die beste Wartung und Pflege, die er sich geben könnte, wäre wohl die, daß er in die freye Luft gienge und sich da etwas zu schaffen machte. Ists nicht wahr, die Wärme macht schlaff, die Kälte macht stark? He!

W. Den Gesunden! ja das ist wahr, aber ich bin ja krank.

B. Krank? ha! ha! ha! so ein Bischen Kopfschmerz und Schaudern das soll Krankheit seyn? Seine Natur will sich reinigen. Man soll den Menschen keinem Vieh vergleichen, aber wenn der Herbst kommt, so scheint's doch, als wenn Menschen und Vieh sich reinigten. Die Vögel mausen sich, die Säugethiere hären sich, und die Menschen bekommen Husten und Schnupfen. Wenn nun die Reinigung ihren guten Fortgang haben soll, ists denn da nicht besser, daß man die Natur durch Kälte stärkt, als daß man sie durch Wärme schwächt?

W. Mit Unterschied. Wenn es itzo nur ein Bischen kalt wäre, je nun, da machte ich mir auch nichts draus. Aber die ganze Luft ist ja feuchte und voll Nebel! es regnet ja!

B. Desto eher sollte er hinaus gehen.

W. Er wird doch noch alles umkehren. Das habe ich doch mein Lebtage gehört, daß man sich vor der Nässe in Acht nehmen muß.

B. Ei ich habe es auch, und noch vieles andere gehört, und es ist deswegen doch nicht wahr. Nicht alles ist wahr, was man hört.

Seh er einmal, wie es der liebe Gott so artig gemacht hat. Im Sommer ist es heiß, und im Winter kalt. Damit wir uns nun nach und nach von der Hitze an die Kälte gewöhnen möchten, so ließ er nicht gleich den Winter auf den Sommer folgen, sondern setzte den Herbst dazwischen, der mehrentheils weder heiß noch kalt, sondern kühle und feuchte ist. Da giebt es aber viele Leute, die sich nicht an die Kälte wollen gewöhnen lassen, sondern ziehen sich zurück, sobald es anfängt kühle und feuchte zu werden, und kriechen in die warmen Stuben. Da ists hernach kein Wunder, wenn sie keine Kälte aushalten können, und bey der geringsten Erkältung krank werden. Gestern hatte ich meinen Spas mit einem vornehmen Herrn in der Stadt, an den ich einen Brief abzugeben hatte. Da ich noch unten auf der Treppe war, hörete ich schon husten. Ich klopfte an seine Thür, machte sie auf — Tausend! was für eine Hitze schlug mir entgegen! Ich war nicht im Stande recht in die Stube zu gehen, sondern mußte an der Thür stehen bleiben. Der vornehme Herr saß auf dem Canapee, trank Thee, wischte sich den Schweiß ab, schneutzte sich, hustete, spuckte aus, und hatte schon ein ganzes Fäßchen voll gespuckt. Da ich ihn fragte, was er hier mache? gab er mir zur Antwort, er warte den Schnupfen und Katharr ab; er

habe

habe schon acht Tage deswegen sein Amt nicht verwalten können, und glaube, daß er wohl noch vierzehn Tage die Stube werde hüten müssen. Ich lächelte und meynte, wenn ich so lange mein Amt liegen lassen müßte, so würde es mir schlimm gehen: denn wenn ich nicht Jahr aus Jahr ein als Bote reisete: so hätte ich kein Brod.

Der vornehme Herr wurde darüber böse, und sagte: ey ich bin auch kein Bote. Er sagte das so heftig, daß er wieder schrecklich zu husten anfieng, kirschbraun im Gesichte wurde, und wohl eine halbe Viertelstunde lang nichts vorbringen konnte. Das war nun für mich gut, weil ich sonst gewiß noch etwas auf den Pelz bekommen hätte. Es schien als wenn er keinen Spaß verstünde. So bald ich also meine Abfertigung erhalten hatte, nahm ich mein Adieu und schlich mich zur Stube hinaus.

Bey alle dem scheint es doch, als wenn der Stand und die Gelehrsamkeit nicht immer den Menschen klug mache. Ein so vornehmer und gelehrter Herr sollte doch ein Bischen überlegen, und bey sich selbst denken, der Bote aus Thüringen ist so gut ein Mensch wie du, und ihn ficht nichts an. Er mag Schnupfen oder Katharr haben, so geht er, bey Wind und Regen, seinen Weg fort. Du wartest hingegen den Schnupfen und Katharr ab, und wirst dabey krank und elend. Aber weil das viele nicht überlegen, so haben sie beständig ihre Plage, bald fehlts da bald dort. Ich habe von

gar

gar vielen hübschen Leuten, an die ich Briefe abzugeben hatte, gehört, daß sie klagten, sie hätten einen Refmatismes (Rhevmatismus.)

W. Vor den Guckguck! was ist denn das für ein Ding?

B. Es ist halt ein Refmatismes. Bald haben sie einen steifen Nacken, bald Reißen im Kopfe oder in den Schultern, oder in den Knieen, und das nennen sie einen Refmatismes. Lieber Gott! wie kann das anders kommen! wenn ich halt eine Pflanze in die warme Stube setze, und bringe sie hernach in die frische Luft, so hängt sie das Köpfchen. Wenn nun der Mensch in die warme Stube Tage lang kriecht, und obendrein noch warme Getränke trinkt, so muß er ja nothwendig das Köpfchen hängen, wenn er an die frische Luft kommt, und es muß ihn bald da bald dort fehlen. Sind die Menschen nicht curiose Geschöpfe! machen sich selbst solche Plagen!

W. Hat er denn ausgeredet?

B. Ich habe wenigstens keine Lust mehr, von solchen Sachen zu reden, die ein Kind begreifen kann.

W. Da muß ich ihm doch noch etwas einwenden. Vorige Woche giengen ein paar Passagiers durch, und tranken eine Bouteille Wein bey mir, die sprachen auch von Katharr und Schnupfen, und sagten, es hätte itzo ein Englischer Doctor ein Buch von dieser Materie geschrieben, und der sey der Meynung, daß Schnupfen und Katharr gar gefährliche

Krank=

Krankheiten wären, und daß in London allein jährlich viele hundert Menschen davon stürben.

B. Das kann wohl seyn. Wenn sie sich dabey so warten, wie der vornehme Herr, von dem ich eben itzo erzählt habe. Wenn der aus seinem Schwitzkasten das erstemal heraus geht, so ist er freylich in Todesgefahr. Durch die erschreckliche Wärme schmelzt ja der Mensch gleichsam zusammen, wie ein gezogen Licht, das ich an den Ofen setze, schneutzt und hustet und schwitzt seine Säfte weg. Wenn ich nun das schmelzende Licht in die Kälte bringe, so gerinnt es, der Abfluß hört auf; und wenn ich einen Menschen, dem Nase, Maul und alles trieft, in die Kälte bringe, so hört das Fließen auf, es entstehen Stockungen, und da kann denn freylich nichts Gutes herauskommen. Sterben werde ich, Herr Gevatter, das weis ich. Mein Name ist aber ein Schelm, wenn ich am Katharr oder Schnupfen sterbe. Wenn der Mensch bey dem Schnupfen die frische Luft nicht scheuet, nicht in die warme Stube sich zurückzieht, so schadet er ihm so wenig, wie dem Hirsche das Hären.

Sieben

# Sieben und zwanzigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten, und Wirthe.

## Ueber den Schwedenkrieg.

Wirth. Wie stehts mit dem Schwedenkriege?

B. Von Udewalla, einer Stadt in Gothland, schreibt man: Unsere Stadt ist von den Norwegischen Hülfstruppen eingenommen worden, aber es wird uns sehr gut begegnet. Die hier angelangten hohen Herren (nämlich der Prinz Carl von Hessen, der Kronprinz von Dännemark Friedrich, und des Königs Halbbruder der Prinz Friedrich) sagen, daß sie nicht als Feinde zu uns gekommen sind, sondern blos in der Absicht, um den Frieden zwischen unserm Königreiche und der Kaiserinn von Rußland zu befördern. Sie bezahlen uns alles, was sie verlangen, und es wird von ihnen keine unbewehrte bürgerliche Person beunruhigt. Von dem Prinzen Carl von Hessen und dem Kronprinzen haben wir nicht nur unsere Schiffe frey erhalten, sondern auch zu unsrer Handlung, Heeringsfischerey, Thranbrennerey u. s. w. Salvegarden bekommen. Der Prinz von Hessen hat unsern Schiffen sogar Pässe gegeben, damit sie auf der See weder von dänischen noch von rußischen Schiffen etwas zu befürchten haben. Die meisten Truppen sind mit diesen

Herren nach Gothenburg marschirt, um diese Stadt zu belagern.

Ueberhaupt haben sich die Dänen, da sie in Schweden einrückten, sehr menschenfreundlich betragen. Der Prinz Carl von Hessen, der sie anführte, versicherte, daß alle schwedische Unterthanen bey ihrem Eigenthume geschützt werden sollten, und verbot allen seinen Soldaten auf das strengste, daß sie nicht raubten noch plünderten. Die Schweden, welche ihnen den Uebergang über die Quistrumsbrücke versagten, wurden nicht sogleich angegriffen, sondern gewarnt sich zurück zu ziehen, damit nicht so viel unschuldiges Blut vergossen würde. Vier und zwanzig Stunden wurde ihnen Bedenkzeit gegeben; dann erst, da sie nicht weichen wollten, wurden sie angegriffen und 600 der ihrigen zu Gefangenen gemacht.

W. Das lasse ich gelten! Das gefällt mir doch besser, als wenn die Menschen, wie die wilden Thiere, über einander herfallen, das Blut wie Wasser vergießen, und wie die Wölfe in die Häuser und Höfe der armen Bauern einbrechen und rauben und plündern, was ihnen vorkommt.

B. Es ist ja auch nicht mehr als billig! was kann denn der arme Landmann dazu, wenn sein Landesherr sich mit dem andern veruneinigt hat?

W. Am Ende kann der Soldat eben so wenig dazu. Der muß ja hingehen und treten und schießen, wohin es ihm befohlen wird. Itzo sind wir z. E. gu-

te Freunde, Herr Gevatter, wenn ich mich aber von den Schweden und Er sich von den Dänen anwerben ließe, so müßten wir einander vielleicht nach ein Paar Monaten die Hälse brechen.

B. Wohl wahr! und so müssen im Kriege so viele tausend Menschen, die einander in ihrem Leben nichts zu Leide thaten, oft die besten Freunde, auf einander hauen und schießen. Da ist ja freylich das Beste, wenn sie nun einmal hauen und schießen müssen, daß sie einander so viel als möglich schonen, und nicht eher morden, bis es die höchste Noth erfordert.

W. Das Schlimmste bey der Sache ist nur, daß der andere Theil keinen Spaß versteht. Wenn z. E. die Kaiserlichen die Türken schonen wollten, so würden diese nicht lange Federlesens machen, und ihnen auf den Nacken sitzen, ehe sie sichs versähen. Auf die Art könnte ihnen ihre Sanftmuth theuer zu stehen kommen.

B. Das glaube er nicht Herr Gevatter! Man kann Sanftmuth und Menschenliebe beweisen, und doch gegen den Feind auf der Hut seyn. Durch Menschenliebe, so scheint es mir wenigstens, kann man auch eher über seinen Feind Herr werden, als durch Härte und Grausamkeit. Nehm er einmal an, Herr Gevatter, daß er itzo gegen die Dänen mit zu Felde stünde, die rückten an, plünderten, sengten, brennten, wohin sie kämen, hieben alle seine Kammeraden, die sie

fänden, nieder, griffen sein Regiment sogleich, wie rasend an, was würde er thun, Herr Gevatter?

W. Das braucht nicht viel Fragens. Ich massacrirte so viel mir möglich wäre, und wenn ich so einen Gaudieb auf das Korn kriegte, so schöß ich ihn auf die Platte *), daß ihm Hören und Sehen vergienge.

B. Wenn aber die Dänen keinem Bürger oder Bauer etwas zu Leide thäten, rückten gegen die Schweden an, ehe sie aber eine Musquete abfeuerten, ließen sie ihnen sagen: lieben Freunde! wir haben Befehl von unserm Könige, euch von hier zu vertreiben; es sollte uns Leid thun, wenn wir nur einen Mann von euch tod schießen müßten, wenn ihr also glaubt, daß ihr es verantworten könnt, so zieht euch lieber zurück, daß wir kein unschuldiges Blut vergießen dürfen. Wie da Herr Gevatter?

W. Das wäre ein verzweifelter Streich. Ich wüßte nicht was ich thun sollte. Es würde mich jeder Kerl dauern, den ich blessirte. Schießen müßte ich aber doch, wenn ich nicht selbst todtgeschossen werden wollte.

B. Wenn ihm aber einer zu nahe käme, und riefe ihm zu: willst du Pardon haben?

W. Ich glaube, ich schmiß das Gewehr sogleich hin und nähme Pardon an.

B. Ich denke selbst, daß er es so machen würde; denn wenn einer mit Sanftmuth und Menschenliebe auf

*) auf den Kopf.

auf seinen Feind losgeht, so hat er schon halb gewonnen. Der andere läßt das Gewehr sinken, und ist so gut als entwaffnet. Den Feind zu morden, dazu ist jeder Mensch aufgelegt — aber seinen Nebenmenschen nieder zu machen, der mit Liebe und Sanftmuth einem entgegen kommt — das läßt das Herz nicht zu. Wenn ich ihm meine aufrichtige Meynung sagen soll, so glaube ich, daß sich deswegen so viele Schweden gefangen nehmen ließen, weil die Dänen so liebreich gegen sie waren. Wollte Gott, es gienge jeder mit seinem Feinde so um, wie hier die Dänen mit den Schweden, da sollte bald das ewige Zanken und Processiren, das so viele tausend Menschen unglücklich macht, ein Ende nehmen.

W. Immer läßt es sich nicht thun, das nehme er mir nicht vor übel!

B. Und warum nicht?

W. Man darf doch seine Rechte nicht vergeben.

B. Das will ich ja auch nicht. Aber wenn man seine Rechte nicht vergeben will, so thut man am klügsten, wenn man seinem Gegner mit Liebe und Sanftmuth entgegen geht. Da will ich ihm doch erzählen, was ich vor etlichen Wochen für einen Spas hatte. Da begegnete mir, als ich eben zu ihm gehen wollte, ein Bauer, der sah' doch so grämlich aus, als wenn er alle Leute tod machen wollte. Ich war nun eben bey guter Laune. Was that ich? ich bot ihm

treuherzig die Hand und sagte: guten Morgen! guten Morgen lieber Freund! wo will er hin?

Ins Amt, antwortete er mir trotzig.

Ins Amt? fragte ich weiter, was will er denn da thun?

Da will ich, sagte er, meinen Nachbar, den infamen (ich mag gar die Schimpfwörter nicht sagen, die er ausstieß) den will ich verklagen! Kann er sich vorstellen, da macht der Kerl in seinem Hofe ein Mistloch, so nahe neben meinen Hof, daß mir die Brühe in meinen Brunnen läuft! Mein Großvater, mein Vater und ich, haben immer Wasser in dem Brunnen gehabt, so helle wie Krystall, nun kommt der infame Spitzbube und legt da sein Mistloch an, und verderbt mir meinen Brunnen. Aber wart nur, es soll dir theuer zu stehen kommen! Zehn Acker setze ich dran, das Mistloch muß weg.

Zehn Acker, vielleicht zwölf, könnten freylich drauf gehen, antwortete ich, wenn er sein Recht behaupten wollte. Ich weiß aber noch ein besseres Mittel, wie er seine Aecker behalten, und binnen hier und vier Wochen seinen Nachbar dahin bringen kann, daß er das Mistloch doch wegschaffen muß.

Da machte er große Augen, lehnte sich auf seinen Stock, und wollte, daß ich ihm das Mittel sagen sollte.

Itzo, sagte ich, gehe er wieder nach Hause, nehme er sich ja in Acht, daß er seinem Nachbar kein böses

ses Wort sage, damit dieser keine Klage wieder ihn anfangen kann. Wenn er ihm begegnet, so biete er ihm einen guten Morgen und guten Tag, und sage kein Wort vom Mistloche. Künftige Woche will ich ihn besuchen, und ihm Anschläge geben, wie wir über den Nachbar Herr werden. Das Mistloch soll weg, so wahr ich vor ihm stehe.

Er ließ es sich gefallen, kehrte mit mir um, die nächste Woche besuchte ich ihn, und sagte ihm, wie er, meiner Meinung nach, die Sache angreifen müßte. Da gieng er gleich selbst zum Nachbar, gab ihm die Hand und sagte: Nachbar Christophel! wir haben nun so lange mit einander verträglich gelebt, warum wollen wir denn nun anfangen zu zanken? Ich habe vorige Woche, in der Hitze manches Wort ausgestoßen, das nicht recht war — vergebt mir's, es soll nicht wieder geschehen. Aber bedenkt doch nur! ich und meine Kinder haben so lange aus unserm Brunnen getrunken, nun laßt ihr die Brühe von eurem Mistloche hineinfließen. Christophel! ihr seyd so ein ehrlicher, rechtschaffener Mann, könnt ihr es denn verantworten, daß ich und meine Kinder die Brühe von eurem Miste trinken sollen?

Warum? sagte Christoph, habt ihr denn nicht vorige Woche so mit mir gesprochen?

Ich war in der Hitze, antwortete er.

Christoph rieb sich die Stirne, dann gab er dem Nachbar die Hand und sagte, morgen Nachbar Gör-

ge, morgen ist das Mistloch weg, darauf könnt ihr euch verlassen. Um solchen Dreck wollen wir uns nicht streiten und einander das Leben schwer machen.

W. Es hört sich recht artig zu, wenn es nur so leicht zu thun wäre. Wenn mir jemand zu nahe kommt, so tritt mir das Blut nach dem Kopfe, und alle Glieder zittern. Ich sag es ihm gerade heraus, es ist mir nicht möglich, daß ich ein gutes Wort geben kann, wenn ich einmal in die Hitze gebracht werde.

B. Schwer ist es freylich. Da gebe ich aber allen meinen guten Freunden den Rath, daß sie in der Hitze nichts vornehmen, nicht mit ihrem Feinde sprechen, sondern erst einige Tage hingehen lassen sollen, bis sie über ihren Zorn Herr sind. Wenn man erst über seinen Zorn Herr ist, das glaube er mir, Herr Gevatter, so wird man auch leicht über andere Leute Herr!

## Acht und zwanzigstes Gespräch.

### Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber den Selbstmord.

Bote. Kann er denken, Herr Gevatter, da hat sich in Grenoble (einer Stadt in Frankreich) der Bischof erschossen.

W. Der Bischof? je du barmherziger Gott! wenn das ein Bischof thut, was will da der gemeine Mann nicht thun! Was hat ihm denn gefehlt? vermuthlich hat er zu viele Schulden gehabt. Heutiges Tages scheint es, als wenn es zum vornehmen Herren mit gehöre, daß er viele Schulden haben müsse.

B. Gar nicht. Er hatte jährlich 100 tausend Livres zu verzehren, war ohne Schulden, und in seiner Casse fand man 80 tausend Livres baares Geld. Wie es nun halt bisweilen zu gehen pflegt. Er hatte drauf gerechnet, daß er zum Präsidenten würde gewählt werden, und das schlug fehl. Man hatte ihn auch im Verdachte, er hätte sich vom Erzbischofe zu Paris als Spion brauchen lassen, und dadurch hatte er die Liebe und das Zutrauen aller seiner Landsleute verlohren. Das zog er sich nun so zu Gemüthe, daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

W. Dasselbige ist nun freylich eine kützliche Sache. Es will doch jeder Mensch für einen ehrlichen Mann gehalten seyn. Wenn man sich nun allerley böse Dinge muß Schuld geben lassen, das wurmt *) gewaltig.

B. Freylich wurmt's. Deswegen muß man sich aber nicht gleich todschießen. Recht muß doch Recht bleiben. Wenn man nur immer als ein ehrlicher Mann handelt, so kommt am Ende die Unschuld doch an den Tag, und den Leuten werden die Mäuler gestopft.



*) Kränkt.

W. Ja, wenn man als ein ehrlicher Mann gehandelt hat, da lasse ichs gelten. Wenn das nun aber der Fall nicht ist, wenn man wirklich schlechte Streiche gemacht hat — wie denn da?

V. Da ist's nun freylich schlimmer. Deswegen muß man aber nicht verzweifeln. Wenn ich so einem Menschen einen guten Rath geben sollte, so würde ich sagen, lieber Freund, weißt du was? du hast's verdient, daß du itzo in der Leute Mäuler bist! leide es geduldig, und laß dirs zur Warnung dienen! Nimm dich in Acht, daß du keinen schlechten Streich mehr machst, und leb nun desto ordentlicher, und thue desto mehr Gutes. Nach und nach wird man deine schlechten Streiche vergessen, und von deiner guten Aufführung reden.

W. Wenn das der Mensch sich nur immer so recht vorstellen könnte. Aber mit manchen Leuten ist es nun so, als wenn sie der Böse, Gott sey bey uns, in seinen Stricken hätte, und mit Gewalt ans Wasser, zur Pistole oder zum Stricke führte. Da hatten wir ja voriges Jahr den Spektakel mit Nachbar Kromsen, der ins Wasser gegangen war. Wenn ich eine Viertelstunde später kam und zog nicht ihn gleich heraus, so war er weg. Da fragte ich ihn nun: Nachbar Kroms, ich bitte euch um Gottes willen, sagt mir nur, was euch angefochten hat, daß ihr euch und eurer Familie so eine Schande habt anthun wollen? Da blieb er nun dabey, es wäre immer gewesen, als wenn ihm eins nachge-

gegangen wäre, und ins Ohr gezischt hätte: ersäuf dich! erschieß dich! schneide dir die Kehle ab! da muß doch der Böse dabey im Spiel seyn.

B. Lieber Herr Gevatter! wenn der Mensch einen albernen Streich gemacht hat, so will er niemals dran Schuld seyn. Immer schiebt er die Schuld auf andre. Wenn er nicht weiter kann, so schiebt er es dem Teufel in die Schuhe *). Ich glaube immer, wenn der Mensch auf solche böse Gedanken geräth, so liegt die Schuld oftmals in seinem Körper. Nehme er hin! wenn man einen verdorbenen Magen hat, so hat man vor dem besten Essen und Trinken einen Ekel. Und so ist's auch mit andern Dingen. Wenn der Mensch dickes Blut hat, oder seine Nerven sind schlaff, so ekelt ihm alles an. Es kommt ihm vor, als wenn alles über ihn her wäre, als wenn er nicht mehr auskommen könnte, summa summarum, als wenn die ganze Welt nicht mehr recht stünde. Und sie steht doch noch immer so, wie sie sonst gestanden hat, es kömmt ihm nur so vor, als wenn alles umgekehrt wäre.

W. Darinne muß ich ihm nun recht geben. Ich habe es selbst an mir angemerkt. Wenn ich mannichmal zu vollblütig bin, so steht und liegt mir nichts recht, ich habe eine Angst, daß ich auf keinem Flecke zu bleiben weiß. Wenn ein liebes Wetter aufsteigt, so denke ich gleich es wird einschlagen; geht mir in der Wirthschaft etwas fatal, so kommt es mir vor, als

wenn

*) Giebt's ihm Schuld.

wenn ich noch verhungern müßte, und spricht mir ein Nachbar nicht freundlich zu, gleich denke ich, es wäre mein Feind. Mannichmal bin ich meines Lebens so satt, daß ich gleich in die Erde hineinkriechen möchte.

B. Und ist's nicht wahr, wenn das Blut wieder im ordentlichen Gange ist: so ist er wieder mit der ganzen Welt zufrieden?

W. Mit der ganzen Welt, und wundre mich hernach über mich selbst, wie ich mir nur solche alberne Grillen in den Kopf habe setzen können.

B. Da will ich ihm nun den guten Rath geben, wenn's wieder so kommt, so denke er dran, daß die Welt noch immer so ist, wie sie sonst war, und daß die Schuld von seiner Melancholie im Blute liege. Dafür nehme er sich ja in Acht, daß er sich nicht etwa hinter den Ofen setzt, und seinen Grillen nachhängt. Das ist der Weg zum Zuchthause*). Fasse er einen guten Vers aus der Bibel, oder aus dem Gesangbuche, in die Gedanken, nehme sich ein Geschäft vor, und wenn ich ihm noch etwas rathen sollte, so wäre es das, daß er hinaus auf das Feld gienge, und sich umsähe, wie da der liebe Gott alles so gut gemacht hat! Dann wird ihm die Welt gewiß besser gefallen. Wenn man freylich die Welt immer durch die trüben Fensterscheiben ansieht, so kommt sie einem oft ganz verkehrt vor. Wenn man aber hinaus ins Freye geht, und betrachtet

*) Zum Verderben.

tet des lieben Gottes Werke, so sieht man doch immer, daß es eine schöne, gute Welt ist.

Wir haben ja so viele trübe Tage gehabt, da wir weder Sonne noch Mond sahen. Sie sind vorbeygegangen, und wenn die Wolken sich zertheilt hatten, so sahen wir, daß Sonne und Mond noch da waren. Mannichmal ist's im Kopfe so trübe, wie am Himmel, nur Geduld! es wird bald wieder im Kopfe eben so helle werden, wie es immer wieder am Himmel wird.

W. Wahr ist's freylich. Wenn es die Menschen nur immer bedächten.

B. Dabey fällt mir ein, was ich vor etlichen Jahren für eine Geschichte hatte. Da gieng ich durch einen Wald, auf dem Abende bey Mondenscheine, und hörte, daß in den Büschen etwas rauschte. Ich schlich mich bey, um zu sehen, was da passire — weiß der liebe Gott, da hatte ein Mann einen Strick an einen Ast gebunden, machte eine Schlinge, und wollte sie sich über den Kopf werfen. Guten Abend! sagte ich, guter Freund, was soll denn das werden? Ich wollte, sagte er, daß er wäre, wo der Pfeffer wächst! muß er eben da herkommen!

Ich gab mir alle mögliche Mühe, ihn auf andere Gedanken zu bringen, er blieb aber immer dabey, er wäre auf der Welt nichts mehr nütze! Da ich nun sahe, daß nichts mit ihm anzufangen war, so dachte ich, du mußt das Ding von einer andern Seite angreifen.

sen. Wißt ihr was, sagte ich, wenn ihr auf der Welt nichts mehr nütze seyd, so hängt euch in Gottes Namen! Habt ihr denn aber recht überlegt, ob ihr nichts mehr nütze seyd? habt ihr denn gar keinen Menschen auf der Welt, dem ihr erst noch einen Gefallen thun könnt? Er stund da, wie ein Klotz — Na? sagte ich, besinnt ihr euch denn auf niemanden?

Mein Bruder, sagte er endlich, ist vorige Woche, da er seine Scheune decken wollte, vom Dache gefallen und hat das Bein zerbrochen. Ist denn das Dach fertig? fragte ich. Nein! sagte er. Nun so bitte ich euch, fuhr ich fort, um des Himmels w llen, geht doch nach Hause, und macht eurem Bruder das Dach erst fertig! Hernach könnt ihr ja noch immer thun, was ihr wollt. Da kehrte er endlich mit mir um. Ein Paar Tage darauf besuchte ich ihn wieder, er dankte mir tausendmal für den guten Rath, den ich ihm gegeben hatte, und konnte mir nicht genug sagen, was er damit bey seinem Bruder für eine Freude angerichtet hätte.

Wollt ihr euch denn, fragte ich ihn, noch hängen? Nein, nein, sagte er, nimmermehr will ich wieder an so etwas denken; ich sehe wohl, daß man noch immer Gutes genug stiften kann, wenn man nur will.

W. Weil wir nun eben vom Selbstmorde reden, so sag er mir doch, Herr Gevatter, was meynt er denn, sollte denn der liebe Gott einen Menschen verdammen, der sich selbst das Leben nimmt?

B. Das

B. Dafür lasse ich den lieben Gott sorgen, und halte mich an die Bibel, die spricht: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet! Ich muß ihm aber doch einen curiosen Fall erzählen! Vor ohngefähr zwölf Jahren war meine Schwester schwanger. Sie half Heu abladen, und mochte sich wohl zu stark angegriffen haben! Kurz und gut, sie kriegte ihr Kind, ehe es noch recht zeitig war. Es kam zwar mit dem Leben davon, aber es ist ein Schwächling und bleibt ein Schwächling *). Woher mag das wohl kommen, Herr Gevatter?

W. Das ist ja eine curiose Frage. Weil es aus der Mutter Leibe gekommen ist, ehe es zeitig war.

B. Ich denke wir müssen in dem Leibe, in dem wir itzo sind, eben sowohl zeitig werden, und auswachsen, wie sonst in dem Leibe der Mutter. Arbeitet man sich zu früh heraus, so wird mein Tage nichts gescheutes aus uns. Das ist meine einfältige Meynung.

## Neun und zwanzigstes Gespräch.

### Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber das Brautbette.

Bote. Ists noch immer so leer bey ihm? ich dachte, ich wollte es doch einmal treffen, daß ich zur Hochzeit seiner Tochter käme.

W. Ich

*) Schwache Person.

W. Ich dachte, nach Michelstag sollte die Hochzeit werden, nun wird es sich doch damit verziehen, bis in Advent.

B. Bis in Advent? Hat er denn auch daran gedacht, daß man in Advent nicht Hochzeit machen darf?

W. Sonst war es so. Aber unser Consistorium hat das Verbot aufgehoben, und jedem erlaubt, in Advent so gut Hochzeit zu machen, wie um Johannistag.

B. Hum! das ist doch sonderbar! Hat es denn keinen Grund von dieser Neuerung angegeben?

W. Es wird ihn ja angegeben haben! es meynte, die erfreulichste Zeit für den Christen wäre die, da unser Herr Jesus Christus wäre gebohren worden. Da nun für den Menschen der erfreulichste Tag, der Hochzeittag wäre, so schickte sich beydes recht gut zusammen. Das Consistorium meynte auch, wenn ein Paar Leute einander lieb hätten, und dürften einander, weil eben die Adventszeit dazwischen käme, nicht heyrathen, so könnte leicht das und jenes vorfallen. Er versteht mich ja wohl!

B. Recht wohl! Da muß ich ihm aber sagen, daß in seinem Consistorium sehr kluge und vernünftige Männer sitzen müssen. Denn, unter uns gesagt, der liebe Gott hat doch einmal die Ordnung gemacht, daß der Mensch eine Frau nehmen, und mit ihr ehelich leben soll. Ists denn nun Unrecht, wenn man des lieben Gottes Ordnung befolgt? Ist denn Ostern und

Pfing-

Pfingsten nicht so heilig, als Advent? wenn nun auf Ostern und Pfingsten erlaubt ist, mit seiner Braut zu Bette zu gehen, warum nicht auch im Advent?

W. Das ist alles wahr. Vorige Woche war ein Bürger aus dem benachbarten Fürstenthume bey uns, wo noch alles auf den alten Fuß eingerichtet ist, der nahm es sich zwischen die Ohren, und schwur darauf, er wolle bey seinem Consistorium einkommen, und nicht eher abgehen, bis es ihm erlaubt hätte, daß sich sein Sohn auch im Advent trauen lassen dürfe.

B. Ah! das ist nun auch nicht recht. Das Consistorium kann nicht allemal, wie es will, und hat auch mannichmal seine Ursachen, warum es das und jenes nicht thut, die ein gemeiner Mann nicht erfährt. Aber, sag er mir einmal, was ist denn eigentlich die Ursache, warum er die Hochzeit so weit hinaus verschiebt?

W. Ich weiß wohl, wo mich der Schuh drückt. Ich kann das Geld nicht zusammen bringen, das die Hochzeit kostet.

B. Mit seinem Gelde! Ich dächte, wenn ein Paar junge Leute einander lieb hätten, und getraueten sich so viel zu erwerben, daß sie davon eine Haushaltung führen, und eine Familie ernähren könnten, so könnten sie, wenn es die Eltern zufrieden sind, Hochzeit machen, wenn sie wollen, ohne sich deswegen in viele Sorgen zu stecken. Ich habe ihm ja schon einmal gesagt, wie er die Mahlzeit einrichten kann, daß

sie ihm nicht viel kostet. Was hat er denn noch für Sorgen?

W. Er spricht wie der Blinde von der Farbe. Wenn er selbst schon eine Tochter ausgestattet hätte, so würde er ganz anders reden. Muß ich denn nicht ein Brautbette herbeyschaffen?

B. Das muß denn freylich seyn. Sag er mir doch einmal, woraus soll denn das Brautbette bestehen?

W. Das ist ja eine curiose Frage. Es gehören dazu zwey Unterbetten, zwey Pfühle, zwey Kopfkissen und eine Decke, die recht mit Federn ausgestopft ist.

B. Sonst nichts?

W. Ich dächte, das wäre schon genug.

B. Und ich dächte, wenn ich eine Tochter auszustatten hätte, so sollte mir das Brautbette weit weniger kosten. Statt der zwey Unterbetten nähme ich einen großen Sack und stopfte ihn recht dichte mit Heu aus, statt der zwey Pfühle legte ich eben so einen Sack, und etwa zwey Kopfkissen drauf. Das mit Federn ausgestopfte Deckbette ließ ich ganz weg und nähme dafür Leinewand, legte dazwischen reingewaschne Lammwolle, und ließ sie durchnähen, so wäre das Brautbette fertig.

W. Ich glaube, er will mich zum Besten haben *). So ein Brautbette giebt ja der Hirte seiner Tochter nicht mit.

B. Das kann wohl seyn. Bey Fürsten ist das aber

*) mich verspotten.

aber gar nicht ungewöhnlich. Voriges Jahr mußte ich einen Brief an den Fürsten in ** bestellen. Unter der Zeit, daß er ihn beantwortete, bat ich den Bedienten, daß er mich in seinem Hause herum führte. Da kam ich auch in sein Schlafzimmer. Er mag es mir glauben oder nicht, so muß ich es ihm doch sagen, der Fürst hatte gerade so ein Bette, wie ich es ihm beschrieben habe. Ich gieng in das Schlafzimmer der Prinzen, die hatten eben solche Betten. Da ich sie so hin und her betrachtete, kam der Fürst. Was macht er hier, Bote? fragte er. Da habe ich, war meine Antwort, meine Gedanken über die Betten der Prinzchen. Ich dächte, sie wären doch wirklich zu hart. Da lachte er, und sagte, ich will, daß meine Prinzen einmal brave Männer werden sollen, deswegen habe ich ihnen keine Federbetten gegeben. Er glaubt doch wohl, daß ich sie bezahlen kann?

W. Das will mir nicht in den Kopf. Der Mensch will doch seine Ausdünstung haben.

B. Die hat er beständig. Wenn er aber in heißen Federbetten schläft, so erzwingt er die Ausdünstung, er dünstet mehr aus, als ihm dienlich ist. Das ist eben die Ursache, warum man insgemein des Morgens so düster ist, wenn man aus dem Federbette steigt, das ist die Ursache, warum so viele Krankheiten entstehen. Denn wenn der Mensch aus dem Schweiße in die freye Luft kommt, so muß ja nothwendig der Schweiß zurücktreten, und allerley Krankheit entstehen.

W. Das Ding läßt sich hören. Wenn ich nach seiner Manier ein Brautbette machen ließe, so könnte ich 10 bis 12 Rthlr. in der Tasche behalten. Ich glaube aber nicht, daß mein Schwiegersohn damit zufrieden ist.

B. Dafür bin ich gut. Lasse er ihm ein Bette machen, wie ich es beschrieben habe, und ihn vier Wochen mit seiner Braut darinne schlafen, wenn er hernach ein Federbette wünscht, so will ich es ihm auf meine Kosten machen lassen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Freylich darf das Heu, das man zu dem Bette nimmt, nicht so frisch seyn, wie es von der Wiese kommt, sondern muß wenigstens vier Wochen in der Scheuer gelegen haben. Auf frischem Heue zu schlafen, ist allemal schädlich. Doch im Advent giebt es ja kein frisches Heu mehr.

## Dreyßigstes Gespräch.

### Zwischen dem Boten und Wirthe.

### Ueber die Hochzeitspäschen.

Wirth. Es ist nun alles in der Ordnung mit dem Brautbette. Ich habe die Sache mit meinem Schwiegersohne überleget, und der war vollkommen seiner Meynung. Er sagte, er hätte voriges Jahr auf dem Gute, bey dem Herrn von Lichtheim, gearbeitet, und

da

da hätte er gesehen, daß die kleinen Junkerchen alle auf Heusäcken und unter leichten Decken geschlafen hätten, und meynte, wenn so vornehmer Leute Kinder mit einem so einfachen Lager vorlieb nähmen, so könnte es ja wohl der gemeine Mann auch.

B. Das ist mir so lieb, als wenn er mir einen Gulden schenkte. Er behält nun acht bis zehn Thaler in der Tasche, und — wenn sein Schwiegersohn und seine Tochter mir ferner folgen wollen, so gebe er Achtung, sie werden immer gesund bleiben und gesunde Kinder kriegen. Denn dabey bleibe ich, ein vor allemal, wenn der Mensch lebt, wie er leben soll, so wird er so leicht nicht krank, und wenn mannichmal eine kleine Unpäßlichkeit kommt, so geht sie auch bald wieder vorbey. Du lieber Gott! wie ists denn aber möglich, daß ein Mensch gesund bleiben kann, der alle Abende in den Schwitzkasten kriecht? denn die dikken Federbetten, die die mehrsten Leute haben, sind doch ein wirklicher Schwitzkasten.

W. Er hat Recht! ich habe die Sache mit meinem Schwiegersohne hin und her überlegt. Wir Bauersleute müssen ja Jahr aus Jahr ein in Wind und Wetter arbeiten. Wenn wir uns nun an die Wärme zu sehr gewöhnen, so kann es ja unmöglich gut seyn.

B. Ja wohl! ja wohl! und man weiß ja nicht, wie die Fälle kommen. Man muß oft reisen, wird von dem Fürsten aufgeboten, daß man mit auf die

N 3 Jagd

Jagd gehen, oder als Soldat dienen soll. Da kann man das Federbette nicht mitnehmen. Wenn nun die Natur einmal daran gewöhnt ist, und man muß ganze Nächte auf dem Stroh liegen, oder unter freyem Himmel zubringen, ja da kommen hernach die Nachwehen, da erkältet man sich leicht, bekömmt die rothe Rohr, Faulfieber und dergleichen Krankheiten mehr. Wenn ich Briefe wegtrage, und sehe die Arbeiten des Landmanns, da habe ich mannichmal so meine Gedanken für mich. Der liebe Bauernstand, denke ich, ist doch gar ein artiger Stand. Man hat da täglich seine Motion und darf nichts dafür bezahlen, man sieht alle Tage die Sonne aufgehen, und lebt und webt in der kühlen Morgenluft, sieht, wie alles grünt und blüht, hüpft und singt, ißt sein Brod, Gemüß und Obst, das man gebauet hat, zuweilen ein Stück Fleisch, und kennt die fremden Gewürze nicht, die der Gesundheit so schädlich sind. Sollte man nun nicht meynen, der Bauer müsse eichelgesund *) seyn? und doch ist er es nicht immer. Einem fehlt es da, dem andern dort. Was ist aber die Ursache? sie wissen nicht, wie man sich gesund erhalten muß, tragen Pelzmützen, schlafen in dicken Federbetten, und heizen ein, daß sich die Stube bewegen möchte. Ich sage darüber nichts mehr, und denke: wer nicht hören will, der mag fühlen!

W. Ja wenn er meynt, so will ich mir auch einen Heusack und eine leichte Decke anschaffen.

B. Da-

*) vollkommen gesund.

B. Dazu kann ich ihm doch nicht rathen, Herr Gevatter. Er ist nun schon zu alt, ist zu lange an das Federbette gewöhnt. Er muß nur nach und nach sich solche Sachen abzugewöhnen suchen. Wie ist es denn mit den Hochzeitgästen? hat er sie schon alle gewählt?

W. Bey uns ist es Mode, daß immer das halbe Dorf zur Hochzeit gebeten wird: das kostet aber zu viel. Da er mir nun immer gesagt hat, man könne eine Hochzeit ohne viele Kosten ausrichten: so bin ich fast der Meynung, daß ich nur die nächsten Freunde bitten will.

B. Das macht er gut! Da wird er nicht so viele Kosten haben, und die Gesellschaft wird desto lustiger seyn. Denn ich halte es so: wenn ich einmal recht lustig seyn will, so bin ich es bey meinen nächsten Freunden; die verstehn Spas und nehmen es nicht übel, wenn man auch da und dort ein Wort zu viel redet. Hat man aber zu viele Fremde, so giebt es immer Verdruß. Alle Worte fangen sie auf, tadeln bald das Essen, bald das Trinken, einer rümpft die Nase, der andere hängt das Maul, und wenn ein Narr in der Gesellschaft ist, der das Maul hängt, so verderbt er gemeiniglich allen die Freude.

W. Aber Nachbar Christopheln werde ich doch bitten müssen.

B. Wen? Nachbar Christopheln? der schickt sich gerade zur Hochzeit, wie der Köhler zur Wäscherin.

 W. Ich

W. Ich weiß wohl, wo er hin will. Seine Späschen? nicht wahr?

B. Das sind solche Späschen, die mit der Holzart zugehauen sind. Sie gehen alle darauf hinaus, was Mann und Weib mit einander im Ehestande vorzunehmen pflegen. Da mag ein Gerichte auf den Tisch kommen welches will, da spielt er darauf an; Verse aus der Bibel und aus dem Gesangbuche, alles bezieht er dahin.

W. Er hat nun so seine Art, ich lasse ihn halt reden, und denke dabey mein Theil.

B. Ey damit ists nicht ausgemacht. Daß ein Mann seiner Frau beywohnt, das ist eine natürliche Sache, die seyn muß, und die der liebe Gott verordnet hat. Aber ein Späschen ist es nicht, Herr Gevatter, das nehme er mir nicht übel. Es kommt gar vieles darauf an, wie man seinen Ehestand führt. Wenn ihn Eheleute als ein Späschen ansehen, so schweifen sie leicht aus. Daher kommen hernach eben die vielen unglücklichen Ehen. Der Mann kommt von Kräften, der Frau geht es unrichtig, es kommen schwächliche Kinder zum Vorscheine, und beyde Theile bekommen gegen einander einen Ekel. Ich habe schon manches Päärchen gesehen, das sich, in den ersten Wochen der Ehe, vor Liebe auffessen wollte, und hernach sich zankte und wohl gar bey den Haaren umher zog. Aber woher kam es? Sie dachten die ganze Sache wäre ein Späschen, und es fiel ihnen gar nicht ein, nachzudenken,

 wie

wie sie es machen müßten, wenn sie lebenslang das Vergnügen des Ehestandes genießen wollten.

W. Was mich bey Christophels Spåschen am meisten ärgert, das ist, das so viele junge Leute zuhören.

V. Ey freylich! das junge Volk hat Fleisch und Blut. Wenn es nun hört, daß die alten aus solchen wichtigen Sachen ein Spåschen machen: so spitzt es die Ohren, schnappt alle Worte auf, und probirt es am Ende selbst. Da kommen hernach Sachen zum Vorschein, daß jung und alt die Hände über den Kopf zusammen schlagen, und sich alle Haare ausraufen möchten. Wie viele brave Bursche haben sich dadurch lebenslang um ihr Glück gebracht! Wie manches hübsche Mädchen kam dadurch zu Falle! wie manche auf den Rabenstein! Ist denn das ein Spåschen? Mich sollte es dauern, wenn ich ein Thier unglücklich gemacht hätte — aber ein Mädchen unglücklich zu machen — das Gott erbarme! dafür wolle der liebe Gott jeden Christenmenschen bewahren!

W. Schweig er stille! Er hat mich ganz weich gemacht. Christophel soll auf meiner Tochter Hochzeit nicht kommen! da gebe ich ihm die Hand darauf!

V. Es gilt! Der Hochzeittag muß ein vor allemal ein fröhlicher Tag seyn. Ich habe es also gern, wenn man da ein paar Gerichte mehr hat, spaßt, lacht und tanzt. Mit so wichtigen Sachen darf man aber keinen Spas treiben. Künftiges Jahr, wills Gott!

will ich mit seinem Schwiegersohne über die Ehestandsgeschichte ausführlicher sprechen. Ich bin seinem Dortchen und ihrem Niklase so gut, daß ich gern ihnen alles, was ich weiß, sagen will, was man thun muß, um recht lange eine vergnügte Ehe zu führen.

## Ein und dreyßigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten und einem Reisenden.

### Ueber das Erfrieren der Glieder.

Reisender. Tausend ist das eine Kälte! wenn das so fortdauert, so müssen die Vögel aus der Luft fallen. Das ist gut, daß ich meine Pelzmütze auf hatte. Ich glaube, ich hätte sonst Nase und Ohren erfroren.

B. Nun die Nase hätte er wohl bey der Pelzmütze auch erfrieren können, denn ich sehe wohl, daß diese die Nase nicht bedeckt.

R. Ey ich lobe mir doch die Pelzmütze. Voriges Jahr hatte ich mein linkes Ohrläppchen ganz erfroren.

B. Hatte er denn dazumal keine Pelzmütze auf?

R. Ey ja wohl. Wenn ich diese nicht aufgehabt hätte, ich glaube, der ganze Kopf wäre mir erfroren.

B. Das ist doch curios! Er erfriert das Ohrläppchen unter der Pelzmütze, und ich gehe Jahr aus Jahr ein, ohne Pelzmütze, und erfriere kein Glied.

R. Der

R. Der Glaube wird ihm schon noch in die Hände kommen *).

B. Ich will es lassen drauf ankommen **). Ich bin doch so manchen Winter, in der strengsten Kälte, ohne Pelzmütze gegangen, und habe kein Glied erfroren; warum sollte ich mich denn nun erst vor dem Erfrieren fürchten?

R. Nu? was setzt er denn sonst auf? Bindet er vielleicht den Kopf mit Schnupftüchern zu?

B. Auch das nicht. Der liebe Gott hat alles so artig in der Welt eingerichtet, daß bey jeder Gefahr, in die der Mensch geräth, gleich auch das Mittel in der Nähe ist, mit dem er sich helfen kann. Wenn z. E. strenge Kälte einfällt, so läßt der liebe Gott auch gleich durch die Kälte etwas hervorbringen, was gegen die Kälte schützt.

R. Da möchte ich doch wissen, was das wäre!

B. Schnee und Eis. Wenn ich bey strenger Kälte einen Brief wegzutragen habe, so wasche ich mir erst das Gesicht, Hände und Füße, mit Schnee, oder wenn kein Schnee da ist, mit eiskaltem Wasser, das wärmt mehr, als alles Pelzwerk.

R. Ich glaube, es ist mit ihm nicht richtig unter der Mütze. Schnee, Eis, soll wärmen?

B. Ge-

*) Die Erfahrung wird ihn schon eines andern belehren.

**) Ich will es erwarten.

V. Genug, ich weiß es aus Erfahrung. Wenn ich mich erst mit Schnee, oder kaltem Wasser, wasche, und wieder abtrockne, so erfriere ich kein Glied.

R. Ey meinetwegen mag er gar unter das Eis kriechen! ich lobe mir die Wärme, und will meinen erkälteten Füßen einmal wieder etwas zu Gute thun, und sie an den Ofen setzen.

V. Um Gottes willen thue er das nicht!

R. Warum denn nicht?

V. Daß er seine Füße nicht erfriere.

R. Ha! ha! ha! ich glaube, er hat Brandewein getrunken. Am warmen Ofen soll ich die Füße erfrieren?

V. Ganz gewiß! Wenn Leute ihre Gliedmaaßen erfrieren, so kommt es nicht so wohl von der Kälte, als von der Wärme her. Wenn der Mensch sich zu sehr an die Wärme gewöhnt, so schadet ihm hernach die Kälte mehr. Das kann er ja an den Pflanzen sehen, die im Mistbeete erzogen werden. Wenn diese ins Freye gesetzt werden, und weht eine kalte Luft, so hängen sie das Köpfchen.

R. Dasselbige ist wahr.

V. Und wenn man eine gefrorne Sache zu schnell in die Wärme bringt, so verdirbt sie auch. Probire er es einmal, und setze er ein Glas voll Wasser, das durchfroren ist, auf den Ofen! pink! da springt es. Bringe er einen gefrornen Aepfel in die warme Stube, so verliehrt er Geruch und Geschmack. Setze er

aber

aber das Glas Wasser in ein Zimmer, wo die Wärme nicht zu stark ist, lege er den Apfel in kaltes Wasser, so werden beyde erhalten.

N. Das ist wohl wahr! aber meine Füße sind kein Glas Wasser und kein Apfel.

V. Das wohl nicht, aber es ist doch eine gewisse Aehnlichkeit da. Vorige Woche ließ ich ein Schwein schlachten, blies die Blase davon auf, und hieng sie an den Ofen. Sobald sie eine Viertelstunde an dem Ofen gehängt hatte, dehnte sie sich aus. Da kam es mir nun vor, als wenn die Wärme alles ausdehnte. Wenn also das gefrorne Glas und die gefrornen Glieder an die Wärme kommen, so wird auch alles ausgedehnt, das Glas springt, und die Glieder verderben, bekommen oft den kalten Brand und müssen abgelöset werden. Ich halte es so: treffe ich einen Menschen an, der seine Glieder erfroren hat, so lasse ich sie ihm geschwind in Schnee oder kaltes Wasser stecken; finde ich einen Erfrornen, so scharre ich ihn in Schnee, und behandle ihn so, wie im Noth- und Hülfsbüchlein beschrieben ist.

N. Auf die Art macht er ja alles anders, als mein seliger Vater?

V. Das kann wohl seyn. Es liegt aber nichts daran. Ich mache es nicht so, wie es mein Vater, und auch nicht so, wie es mein Großvater gehalten hat, sondern wie es am besten ist. Mein Vater und Großvater jammerten allemal, wenn der erste Schnee

fiel,

fiel, ich bin nicht vergnügter, als wenn ich durch Eis und Schnee gehen kann! Im Winter kann man so viele Freude haben, als im Frühling und Sommer, nur darf man nicht Pelzmützen tragen, und hinter dem Ofen sitzen.

## Zwey und dreyßigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten, und Niklas, des Wirths Schwiegersohne.

### Ueber den heiligen Ehestand.

Bote. Guten Morgen, Nachbar Niklas! wie gehts denn? schlägt ihm der neue Ehestand gut zu?

N. Vortreflich! Ich bin in meinem Leben nicht so vergnügt gewesen, als itzo. Mein Dortchen ist die bravste Frau, die auf Gottes Erdboden ist, was sie mir an den Augen ansieht, das thut sie, und ich, ich trage sie fast auf den Händen.

B. Das ist mir doch herzlich lieb. Man sollte sich allemal recht freuen, wenn ein Paar gute Leute zusammen kommen. Der Ehestand ist doch gewiß vom lieben Gott dazu geordnet, daß die Menschen glücklicher und vergnügter leben sollen. Es ist ja gar eine herrliche Sache, wenn der Mann, von seiner Arbeit müde, nach Hause kommt, und findet da ein freund-

lich

lich Weibchen, das ihm ein Paar gesunde Kinder entgegen führt, und eine gute Suppe zurechte gemacht hat. Da vergißt er gar leicht alle Arbeit und Strapazen, die er den Tag über hatte. Und wie gut hat es eine Frau, die bey einem braven Manne lebt. Sie braucht weder für Brod noch Kleidung zu sorgen, der Mann schaffts durch seinen Fleiß herbey. Wenn böse Leute ihr Verdruß machen, so ist der Mann ihr Beystand. Das ist doch wohl besser, als wenn jeder Theil für sich lebt?

N. Und doch giebts so gewaltig viele Eheleute, die ihr halbes Vermögen drum gäben, wenn sie nur wieder aus einander kommen könnten!

B. Ja wohl! ja wohl! Aber woher kömmts? Gar viele nehmen einander ums Gelds willen, oder um ein Häuschen oder ein Paar Aeckerchen zu erfreyen. Sie haben einander nicht lieb. Und Gott sey den Eheleuten gnädig, die bis in den Tod bey einander leben müssen, und einander nicht lieb haben.

N. Nun wenns auf die Liebe ankommt, so werden wir das glücklichste Ehepaar, das der Erdboden trägt. Wir möchten einander vor Liebe aufessen.

B. Gebe es der liebe Gott, daß er mit seinem Dortchen immer recht vergnügt lebe! Aber! aber! das erste Vierteljahr ist noch nicht vorbey. Lieber Nachbar Niklas, wenn man die neuen Eheleute im ersten Vierteljahre sieht, da hängt gemeiniglich der

Him-

Himmel voll Geigen *). Hinterher hängt er doch mannichmal voll Stockfiedeln **).

N. Nun der Fall wird bey mir gewiß nicht eintreten. Ach mein Dortchen, das kriegt in seinem Leben kein böses Wort von mir.

B. Nachbar Niklas! Nachbar Niklas! diese Sprache führen meist alle junge Ehemänner, aber — aber — es ist noch nicht aller Tage Abend. Es gehört gar viele Klugheit dazu, wenn man mit seiner Frau, vom Ehebette bis ans Grab, vergnügt gehen will. Die Fälle kommen oft gar wunderlich.

N. Macht er mir doch fast Angst. Was muß ich denn thun? gebe er mir doch einen guten Rath!

B. Meine Meynung ist, daß niemand besser rathen kann, als jeder Mensch sich selbst. Wenn der Bauer es sich recht angelegen seyn läßt, guten Weizen zu bauen, so bauet er ihn, wenn der Leineweber Tag und Nacht drauf denkt, wie er gut Tischzeug machen will, so macht er es. Wenn also Eheleute immer darauf dächten, wie eines dem andern Freude machen wollte, so würden sie immer vergnügt bey einander leben. Das thun aber die wenigsten. Wenn sie etliche Wochen zusammen gewesen sind, da bekümmert sich die Frau um ihren Haushalt, der Mann um seine Arbeit, aber keins bekümmert sich um das andere. Sonst, wenn der Mann nach Hause kam, lief ihm die junge

Frau

*) Da ist lauter Freude.

**) Da giebt es Zank und Schläge.

Frau entgegen, und sagte, kommst denn mein Herzchen? ists dirs sauer geworden? und gab ihm ein Mäulchen. Der Mann klopfte ihr die Backen, druckte ihr die Hand, das war eine Herzenslust!

Nun kommt der Mann auch noch nach Hause, trieft vom Schweise, denkt, nun willst du dir auch eine gute Stunde machen! deine Frau wird dir den Schweiß abwischen, und eine kalte Schaale von Bier oder Buttermilch bringen. Ja guten Morgen! Wenn er kommt, ist keine Frau und keine kalte Schaale da. Die Frau milkt die Kühe, oder füttert die Schweine. Wenn sie der Mann antrifft, klopft er ihr nicht die Backen, drückt ihr auch die Hände nicht mehr, macht ein runzlichtes Gesichte, und fragt unwillig: warum hast du mir denn nichts zu Essen zurechte gemacht? Und die Frau? ja die geht fort und murmelt durch die Zähne: du denkst ich habe nichts mehr zu thun, als daß ich mich um dich bekümmere; ich habe mich heute noch keinen Augenblick hingesetzt. Nun giebt ein Wort das andere, die Liebe verlöscht, am Ende entsteht Zank und Streit, und gerade die Leute, die einander das Leben versüßen sollten, mattern einander bald zu Tode. Man weiß ja der Exempel genug.

N. Das wolle der liebe Gott nicht, daß der Fall bey mir eintrete: thue er mir doch den Gefallen, und gebe er mir einen guten Rath!

B. Den besten Rath habe ich ihm schon gegeben. Denke er nur recht drüber nach, wie er sein Dortchen

immer recht bey gute erhalten, und ihr Freude machen will, so wird sie ihn immer lieber bekommen, und sich wohl hüten, einem so lieben Manne Verdruß zu machen.

Hernach kann ich ihm ja auch wohl noch so einen und den andern Vortheil sagen, er muß aber ein Bischen aufpassen *), wenn er mich verstehen will. Seh er, lieber Niklas, viele Menschen treten in den Ehestand, wie das Vieh, ganz ohne Vernunft. Sie denken, das wäre ein Stand, wo man in den Tag hinein, nach seinen Lüsten und Begierden leben könne. Wie man es aber anfangen müsse, sich bey seinem Ehegatten beliebt zu machen, den Zank und Zwietracht zu verhindern, das kömmt ihnen nicht in den Sinn. In der Jugend haben sie immer grobe Reden und Zoten im Munde geführt, und wie sie sonst gesprochen haben, so machen sie es nun. Da währt es denn nicht lange, so bekommt ein Theil den andern überdrüßig, sie verachten einander, und Leute, die einander verachten, geben sich auch keine Mühe mehr, einander zu gefallen.

Ich will ihm doch ein Geschichtchen erzählen. Es waren einmal zwey Brüder, der eine hieß Hans, der andere hieß Franz, die hätten sich etwas erworben, und kamen auf den Gedanken, es wollte sich ein jeder ein Faß guten Rheinwein in den Keller legen. Sie thaten es.

Hans

*) aufmerken.

Hans, der ein lüderlicher Finke war, hielt im Weintrinken weder Ziel noch Maaß. Den ganzen Tag kam die Bouteille nicht vom Tische, und er gewöhnte sich so daran, daß er, so oft es ihm einfiel, sich ein Glas nach dem andern einschenkte. Die Freude währte aber nicht lange, so schmeckte ihm der Wein nicht mehr, er kriegte einen Ekel davor, und mochte die Bouteille gar nicht mehr vor Augen sehen.

Was that aber Franz? der machte es gescheuter, er war im Weintrinken mäßig. Wenn er den Tag über gearbeitet hatte, und hatte Appetit nach Weine, so schenkte er sich ein Gläschen ein und damit war es gut. Mit der Manier schmeckte ihm der Wein immer.

Hans brachte sein Leben nicht hoch. Durch das viele Saufen hatte er seinen Körper so ruiniret, daß er das Podagra bekam, und in seinen besten Jahren unter großen Schmerzen starb.

Franz hingegen blieb bey seiner Mäßigkeit gesund und stark, und wurde ein alter Mann. Wie es nun mit dem Weintrinken ist, so ist es mit andern Dingen auch.

N. Das will ich mir merken.

B. Er sagte vorhin, Dortchen solle von ihm kein böses Wort kriegen. Ich glaube es, daß es sein Ernst ist. Aber, wenn er es halten will, so muß er sich auch in Acht nehmen, daß ihn der Zorn nicht überwältige. Denn, wenn der Mensch einmal zornig ist, so legt er die Worte nicht mehr auf die Goldwage, sondern

dern stößt sie aus, wie sie ihm in den Mund kommen. Leute, die diesen Vortheil nicht merken, gerathen alle Augenblicke an einander. Ueber jeden Quark fangen sie einen Zank an. Sie zanken sich am Ende nicht mehr über die Sache, sondern über die garstigen Worte, die dabey gefallen sind.

Da setzten sich einmal ein Paar Eheleute mit einander zu Tische, und wollten eine Biersuppe essen. Da sie der Mann kostete, war sie angebrannt. Darüber wurde er so erschrecklich böse, daß er den Löffel hinwarf und sagte, das ist ja ein rechtes Schweinsfressen. Der Frau verdroß es, sie fuhr auf und sagte, alberner Hans da! meynst du, daß ich Schweinsfressen mache? Nun antwortete der Mann noch gröber, und die Frau wieder gröber, am Ende wurde es ein Zank und ein Lärmen, daß man es über zwey Häuser weit hören konnte.

Es fügte sich, daß ich gerade dazumal vorbey gieng, da dachte ich, du mußt doch sehen, was die Leute vorhaben. Als ich die Thür aufmachte, so stunden sie gegen einander, wie die Gickelhähne, und schimpften und schändeten, daß sich die Erde hätte mögen aufthun. Leute, sagte ich, was habt ihr denn vor? Da schrieen sie und stampften mit den Füßen, und schimpften einander, und wollte keins Unrecht haben.

Haltet die Mäuler, sagte ich, und seyd gescheut, und sperrt den Nachbaren im Dorfe nicht die Mäuler auf. Nachbar Hieronymus, sag er mir nur mit we-

nigen, was hat denn eigentlich seine Frau gethan, daß er so erschrecklich böse auf sie ist?

Sie hat — sie hat — sagte er, die Biersuppe lassen anbrennen.

Und deswegen so einen Spektakel anzufangen? sagte ich. Sie hat ihm vielleicht schon tausend Suppen gemacht, die nicht angebrannt waren!

Er schlug die Augen nieder, schämte sich, gab seiner Frau die Hand und sagte: laß es nur gut seyn, ich will mich in Acht nehmen, daß ich nicht wieder so böse werde.

Und so war es auf einmal wieder gut.

## Drey und dreyßigstes Gespräch.

Zwischen dem Boten und Christian.

### Ueber die Lerchen.

Christian. Geschwind komme er mit mir in jene Stube. Die ganze Stube habe ich voll Lerchen, hundert und fünf und zwanzig habe ich nun zusammen.

B. Du? machst du auch so alberne Streiche und fängst die armen Thierchen weg? ich dachte, der Christian sollte so ein verständiger Bursche werden!

Chr. Nur nicht so hitzig! wenn er hört, was es mit der Sache eigentlich für ein Bewandniß habe, so wird er mich doch wohl loben. Vorige Woche gieng

ein vornehmer Herr durch, und aß das Mittagsbrod hier. Da kam ein Junge mit zwölf Lerchen, und bot sie uns zum Verkaufe an. Der Herr wurde gewaltig böse, und sagte, man sollte nicht meynen, daß die Menschen so unverständig seyn und itzo, im Frühlinge, die armen unschuldigen Thierchen wegfangen könnten. Sie schaden niemanden etwas. Den ganzen Frühling durch singen sie dem Bauersmanne zu seiner Arbeit, und muntern ihn auf, wenn ihm der Schweiß über die Stirne fließt. Und nun, wenn der tiefe Schnee fällt, und sie kommen vor seine Thür und bitten um ein Paar Körnerchen, ist er so ein Barbar, daß er sie wegfängt, und zwar im Frühlinge, da sie bald brüten wollen. Da fängt er ja mit jedem Paare wenigstens ein Dutzend Junge, die sie den Frühling hindurch würden ausgebrütet haben. Ist das nicht grausam? Und was das albernste ist, sie sind ihm nichts nütze. Im Herbste sind sie doch fett, und geben ein Paar gute Bissen — Itzo aber sind sie schindeldürre.

Mein Vater gab dem Herrn Recht, meynte aber, es wäre doch nicht abzuändern. Wo man itzo einen Jungen sähe, so liefe er mit Leimruthen, und wenn das Ding so fortgienge, so könnte gar keine Lerche übrig bleiben.

Da sah' der Herr meinem Vater gewaltig scharf in die Augen, hernach sagte er: höre Er, Herr Wirth, er scheint mir ein vernünftiger, ehrlicher Mann zu

seyn.

seyn. Hindern können wir es freylich nicht, daß nicht die muthwilligen Knaben die guten Thierchen fortfangen, unterdessen wollen wir doch so viele retten, als möglich. Hier ist ein Laubthaler! davon kaufe er so viele zusammen, als er bekommen kann, füttere sie, bis es anfängt aufzuthauen, und lasse sie dann fliegen. Kommt er mit dem Gelde nicht aus, so schieße er noch etwas zu, wenn ich in vierzehn Tagen wieder komme, so will ich ihm alles bezahlen.

Da habe ich nun von dem Gelde die Lerchen zusammen gekauft, und will sie heute fliegen lassen, weil es eben so ein guter Tag ist.

B. Ja so! das klingt anders. Schade, daß ich nicht da gewesen bin, und den vornehmen Herrn habe kennen lernen. Er muß ein sehr braver Mann gewesen seyn, und es labt einen doch allemal, wenn man einen braven Mann mehr kennen lernt. Vor zwey Tagen hatte ich auch so eine Freude. Da gieng ich im tiefsten Schnee meinen Geschäften nach, und sahe hinter einem Dorfe einen großen Platz, von dem der Schnee weggekehrt, und der überall mit Lerchen bedeckt war. Aha! dachte ich, da liegen gewiß einmal Leimruthen, gieng drauf los, in der Meynung, daß ich sie wegnehmen wollte. Da ich nun hinkam, so flogen die Lerchen alle auf, und hinter dem Zaune rief eine Stimme; He! was wollt ihr da?

Je, sagte ich, ich dachte, es lägen da Leimruthen, ich sehe aber wohl, daß nichts da ist.

 Darum,

Darum, antwortete der Mensch, der mir zugerufen hatte, laßt euch nur unbekümmert, und geht eure Wege fort.

Ich gieng darauf zu ihm, und fragte ihn, was es denn eigentlich mit der Sache für ein Bewandniß habe? da erzählte er mir folgendes: weil der tiefe Schnee gefallen wäre, so wären die Jungen allenthalben mit Leimruthen umher gelaufen, und hätten die Lerchen zur Reihe weggefangen. Da habe der Herr Amtmann eine Supplic an die Regierung gemacht, und um Erlaubniß gebeten, daß er etliche Scheffel Hafer für die Lerchen ausstreuen, und sie unter der Ausgabe mit verrechnen dürfe. Er habe die Erlaubniß bekommen, und ließe nun alle Tage etliche Plätze vom Schnee reinigen und mit Hafer bestreuen, daß die Lerchen nicht sich von muthwilligen Jungen fangen lassen dürften.

Das freuete mich nun, und, weil ich eben an den guten Amtmann ein Paquet abzugeben hatte, so eilte ich, daß ich zu ihm kam.

Das erste, was ich zu ihm sagte, war, wie herzlich ich mich darüber gefreuet hätte, daß doch auch für die Erhaltung der Lerchen gesorgt würde. Ja, antwortete er, ich habe mich auch nicht wenig gefreuet, daß mir die Sache so gut gelungen ist. Nun holte er mir die Supplic bey, die er für die Lerchen aufgesetzt hatte, und erlaubte mir sogar sie abzuschreiben. Wenn du sie hören willst, so will ich sie dir doch vorlesen.

Chr. Gar gerne.

B. Nun so höre zu: sie ist von Wort zu Wort abgeschrieben, nur die Titulaturen sind weggelassen:

Ew. zeige ich hiermit an, daß bey dem tiefen Schnee, der, nach den vorhergegangenen warmen Tagen eingefallen ist, die Lerchen große Noth leiden, und von den hiesigen Jungen zu funfzigen und hunderten gefangen werden. Dieß halte ich nun für sehr unrecht, denn:

1) Können die Lerchen itzo nicht genossen werden, weil sie sehr mager sind.

2) Gehen mit jeder Lerche, die im Frühlinge gefangen wird, alle die Jungen verlohren, die sie würde ausgebrütet haben.

3) Muß folglich durch dieß unzeitige Wegfangen der Lerchen, nothwendig der Lerchenstrich im Herbste leiden, und dadurch eine Menge kleiner Braten verlohren gehen. Nach meiner Berechnung gehen durch die unüberlegte Art, wie man bey diesem tiefen Schnee die Lerchen fängt, wenigstens 60000 blos in meinem Amte für den Herbst zu Grunde.

4) Besorge ich, daß die Kinder sich zur Grausamkeit gewöhnen, wenn sie ganze Garnsäcke voll dieser leidenden Thierchen umher schleppen, ohne nur das geringste Gefühl für ihre Leiden zu haben.

Ich habe daher anfragen wollen, ob es mir nicht erlaubt sey, so lange der tiefe Schnee liegt, etwas Haser zur Fütterung der Lerchen ausstreuen zu lassen, und ihn in der Ausgabe mit verrechnen zu dürfen, und gleiche Barmherzigkeit an ihnen zu beweisen, die man auch an Hasen erzeigt, als welche in strengen Wintern auch gefüttert werden. Der Aufwand wird sehr mäßig seyn, weil er doch nur einige Tage nöthig ist.

Durch diesen geringen Aufwand wird nicht nur vielen hunderten dieser nützlichen Thierchen das Leben gerettet, sondern die Jugend auch aufmerksam gemacht und erinnert werden; daß der Mensch auch gegen die Thiere Pflichten zu beobachten habe u. s. w.

Chr. Es steht ja aber in der Bibel: **Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch.** Das trifft ja aber nicht mehr ein.

B. Närrchen, versteh doch den Spruch nur recht. Was wird hier verheißen?

Chr. Daß der himmlische Vater die Vögel ernähren wolle.

B. Nun das thut er ja. Wenn gleich das ganze Land mit Schnee bedeckt ist, so ist doch alles schon so eingerichtet, daß da und dort etwas auf den Schnee geworfen wird, davon die Lerchen, wiewohl kümmerlich, ihr Leben erhalten können. Die Fuhrleute und Posten fahren auch bey dem tiefsten Schnee, und die

Landstraßen sind deswegen immer mit mit Pferdemist bedeckt; die Bauern reinigen ihre Viehställe; der Schnee lockt sie Schlitten anzuspannen, den Dung darauf zu laden, und ihn auf die Aecker zu führen. Auf die Art können die Lerchen immer so viele Körnerchen finden, daß sie sich damit etliche Tage gegen den Hunger hinhalten. Wenn aber die Menschen die Plätze, wo die armen hungrigen Lerchen ihre Nahrung suchen, mit Leimruthen bestreuen: so müssen sie freylich zu Grunde gehen. Daß ist ja aber auch nicht verheißen, daß der liebe Gott durch ein Wunderwerk solchen Muthwillen verhindern wolle.

Chr. Will er denn mit herüber gehen und sehen, wie ich die Lerchen fliegen lasse?

B. Gerne.

Chr. Nun gebe er Achtung, was das für eine Lust seyn wird! itzo gehts vor! he wie sie sich freuen! wie sie sich umher schwingen! wie sie zwitschern! Habe ich doch in meinem Leben keine solche Freude gehabt!

B. Das ist auch eine rechte Freude! Fahre so fort, lieber Christian! Wenn du erst recht fühlst, was es für Freude ist, leidende Thiere zu erquicken, dann wirst du auch dir eine Freude daraus machen, deinen leidenden Nebenmenschen wohlzuthun.

Bayerische Staatsbibliothek München

Da ich entschlossen bin, meine Nebenstunden der Aufklärung des Bürgers und Landmanns zu widmen, und ihm in Schriften zu sagen, wie er ein ruhiges, thätiges, gemeinnütziges Leben führen könne, an dessen Ende er sich des Guten, das er auf der Erde stiftete, freuen, und mit Zuversicht in eine bessere Welt hinüber sehen darf: so glaube ich, daß ich in diesem nützlichen Stande, durch eine **christliche Hauspostille** auch manches Gute stiften könnte.

Ich will dieselbe also schreiben, und in 4 Bändchen herausgeben, davon jedes 13 Bogen enthalten wird. Die Sonn- und Festtags-Evangelien werden dabey zu Grunde gelegt, doch bey jedes Evangelium auch noch ein andrer Text gesetzt. Alle theologische Streitigkeiten sollen daraus entfernt seyn, und nur das vorgetragen werden, was der göttliche Stifter unserer Religion, zur Besserung, Veredlung, Beruhigung und Aufheiterung der Menschenkinder gesagt hat. Diese **christliche Hauspostille** kann nicht nur in Familien zur häuslichen Erbauung gebraucht, sondern auch in den Gemeinen, bey dem nachmittäglichen Gottesdienste, von den Schulmeistern vorgelesen werden.

Die Predigt über den Selbstmord, die im 6 — 9. Stücke des dießjährigen Jahrgangs vom Boten aus Thüringen abgedruckt ist, kann als Probestück angesehen werden.

Auf das erste Bändchen werden sechs gute Groschen vorausbezahlt, und wer auf sechs Exemplare vorausbezahlt, erhält das siebente frey. Ich hoffe, daß die Leser meiner vorigen Schriften, welche glauben, daß ich ihnen damit nützlich gewesen bin, meine guten Absichten gern unterstützen werden. Briefe und Gelder werden postfrey eingeschickt. In der Michaelismesse wird das erste Bändchen erscheinen. Schnepfenthal, den 15. April, 1791.

**C. G. Salzmann,**

Director der hiesigen Erziehungsanstalt.

Bayerische Staatsbibliothek München

L. Weber

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Auserlesene Gespräche des Botens aus Thüringen

Leipzig 1791

40.10564
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702691-1
VD18 11354232